Fr. Henkel:

Die Herrin
von
Heidstein

1. Bd.

1879.

den Weg, welchen die Enkelin dieses herabgekommenen Geschlechts betrat. Was Menschenhände geschaffen, ist vergänglich wie sie selbst, nur die Naturgesetze sind ewig.

Herr Günther mochte wohl etwas dergleichen gedacht haben, denn er hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, bis jetzt geschwiegen und nur beobachtet.

„Da kommt Onkel Walther,“ sagte Esther und lief auf einen Herrn zu, welcher ihnen auf dem Weg entgegen kam.

„Du bist spät,“ entgegnete Dieser. „Wer kommt mit Dir?“

Esther's Onkel war blind, schon seit seinem zehnten Jahr. Er war von Jugend auf ein zarter, kränklicher Knabe gewesen; man hatte geglaubt, als er mit seinen Geschwistern an den Pocken erkrankte, er werde sterben, aber er kam mit dem halben Leben davon, er genas und wurde blind.

„Herr Günther ist es, Onkel; aber wo ist Michel, Du bist ohne ihn gegangen?“

Ueber des Blinden Gesicht glitt ein Lächeln.

„Heute habe ich ihn überlistet, er hatte mich nicht fortgehen hören, ich bin ohne seine treuen Augen so weit gekommen. Er schläft, aber laß ihn!“

bat er, als Esther unwillig fortgehen wollte, um den Führer ihres Onkels zu holen, einen alten Hühnerhund. „Laß ihn! Guten Abend, Herr Günther."

„Gott zum Gruß, Herr Baron." Der Advokat ergriff die ausgestreckte Hand des Blinden, „wir haben uns ein wenig verspätet, Fräulein Esther und ich; es geht Einem so leicht im Sommer, wo die Wege heiß und die Tage lang. Nun, wie stehts, hübsch munter, Herr Baron?" Er nahm den Arm des Blinden in den seinigen und schritt langsam nach dem Haus.

„Danke, Herr Günther; gottlob, ich kann nicht klagen." Dieß sagte er sehr oft, der Beklagenswertheste der ganzen Familie. „Meine Schwestern werden sich sehr freuen, Sie zu sehen — vorausgesetzt, daß Sie keine unangenehmen Nachrichten mitbringen."

„Nein, durchaus nicht! Ich komme nur, weil der Pacht der Ellerwiese abläuft; es ist da Einiges zu ändern, sollte sich ein neuer Liebhaber dazu finden, wo nicht — nun, aber da muß ich erst mit Fräulein Sophie reden. So, hier die paar Stufen, Herr Baron."

Beide Herren traten jetzt in den Gartensaal. In der Mitte desselben stand der bereits mit Speisen besetzte Tisch. Am Fenster saß eine Dame und las; bei dem Geräusch, welches die Eintretenden verursachten, wandte sie sich um. Es war Tante Philippine, oder wie sie in der Familie hieß: „Vielliebchen". Sie war in dem reifen Alter von sechsunddreißig Jahren, groß, gut gewachsen, nur das Gesicht war zu voll, die dicken Backen beengten die freundlichen blauen Augen und besonders war der Sommer ihrem Teint außerordentlich feindlich, da sich in der Hitze eine Röthe über ihr Antlitz zog, welche die Schönheitsgrenzen überschritt. Aber sie hatte einen wunderbar sanften Schmelz in ihrer Stimme — es war die ganze Milde und Harmlosigkeit ihrer Seele, die aus dieser Stimme sprach.

„Ei, guten Abend, Herr Günther!" sagte sie freundlich und eilte auf den Advokaten zu, das Buch schnell beiseite legend. „Bitte nehmen Sie gleich am Tische Platz; komm', Walther."

Sie rückte die Stühle zurecht und nahm Herrn Günther den Hut ab. Der Advokat dankte verbindlich und versuchte ihre hübsche Hand zu küssen. Tante Philippine war sein Liebling. Ja, er hatte

zuweilen einen Gedanken in sich lebendig werden gefühlt, welcher ihn gefragt: Möchtest du nicht, daß Fräulein von Tossen deine Frau würde? — Aber da war Fräulein Sophie von Tossen und die Antwort lautete ganz bestimmt: Diese gibt das nie zu und ohne ihre Einwilligung wird Keiner in der Familie etwas zu thun wagen.

„Schwester Sophie wird gleich kommen," sagte sie. „Und Esther, ja, — ich weiß nicht, wo diese ist, im Sommer hört alle Pünktlichkeit auf."

„Das habe ich eben auch dem Herrn Baron gesagt. Und was haben Sie da gelesen? Wir haben Sie gestört, Fräulein Philippine, aber warum auch gehen Sie nicht in's Freie bei solch' schönem Wetter?"

Sie wollte etwas erwiedern, als in demselben Augenblick die Thür sich öffnete und Fräulein Sophie von Tossen eintrat, die Aelteste der Geschwister. Trotz ihrer mehr denn einfachen Kleidung war ihre Erscheinung dennoch eine imponirende. Auch sie hatte die eigenthümlich gebauten Augen, wie ihre Nichte, nur lag noch mehr Kälte, noch mehr Stolz in ihrem Ausdruck. Seit dem Tode von Esther's Vater, ihrem zweiten Bruder, stand sie

allein allen Geschäften vor, kämpfte allein gegen den Verfall ihres Hauses, und dennoch war ihr Haar ohne jene feinen Silberlinien geblieben, den sichtbaren Zeugen von Kummer und Alter, und es besaß ihre Gestalt eine Fülle, die unter schlechten Verhältnissen nur selten zu finden ist. Letzteres mochte wohl auch eher ein Familienerbtheil sein, zeigten doch die Ahnenbilder, welche noch die Wände schmückten, meistentheils wohlbehäbige, stattliche Figuren, ja, das Bild, welches über dem fadenscheinigen Sopha hing, war das jener Freifrau Irmine von Tossen, welche während ihrer zehn letzten Lebensjahre ihr Zimmer nicht verlassen und eine solche Korpulenz erreicht hatte, daß man bei ihrem Begräbniß genöthigt gewesen, das Treppengeländer abzubrechen, weil der mächtige Sarg sonst nicht heruntergebracht werden konnte.

Der Advokat erhob sich dießmal ehrerbietig und ceremoniell.

„Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Günther,“ sagte Fräulein Sophie, mit einem Ausdruck der Protektion. „Sie haben jedenfalls für mich Einiges mitgebracht, was ich schon längst erwartet; bitte, behalten Sie Platz.“

„Alles bei mir, gnädiges Fräulein, Alles.“ Er griff geschäftig in die Brusttasche seines Rockes.

„Ich denke, wir haben dazu später auch noch Zeit; erst wollen wir uns für das Geschäft stärken.“

Sie setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz, oben am Tisch und sagte, nachdem sie einen raschen Blick über denselben geworfen: „Ich bitte, Philippine, sieh' doch zu, warum uns Minna keinen Schinken gebracht und“ — sie flüsterte ihrer Schwester noch ein paar Worte in's Ohr, worauf sich diese eilig entfernte.

„Wo ist Esther geblieben?“ fragte Baron Walther, indem er aufmerksam auf jedes nahende Geräusch zu hören schien.

„Sie hat uns im Garten verlassen,“ erwiederte Herr Günther. „Sicherlich ist sie wieder nach dem Hunde gelaufen. Doch da ist sie — wahrhaftig! Lupus in fabula!“

Fräulein Sophie ließ einen ihrer kalten, strengen Blicke nach der Thür gleiten, zu welcher ihre Nichte jetzt eintrat.

„Sieh' einmal an, Fräulein Esther!“ lachte Herr Günther. „Kaum gewünscht, erscheinen Sie auch! Sie sind uns fortgelaufen, um nach dem

Hunde zu sehen, hab' ich nicht Recht? Aber nun kommen Sie und setzen Sie sich zwischen ihre besten Freunde." Er klopfte auf den leeren Stuhl, zwischen sich und dem Baron.

Als sie Platz genommen, legte sie den Kopf an ihres Onkels Schulter.

„Ich habe Michel seinen Teller mit Essen gebracht, dann kann er nachher mit uns spazieren gehen."

„Willst Du so gut sein, Esther," sagte jetzt ihre Tante, „und ein wenig darauf achten, ob Dein Nachbar zur Rechten etwas zu essen hat — Herr Günther, nehmen Sie einstweilen von diesem Fleisch, Philippine wird gleich mit dem Schinken kommen, ich weiß, Sie sind ein großer Liebhaber davon!"

„Fräulein Sophie, Sie verziehen mich alten Knaben, danke unterthänigst, aber heut Abend muß ich auf diesen Genuß verzichten, es sind kaum zwei Stunden, daß ich gevespert; ich war bei Fräulein Hede von Uern auf Ibichstein und da" — er zuckte die Achseln, ein schelmisches Lächeln vergrößerte seinen Mund.

„Ah so!" sagte Fräulein Sophie gleichgültig. „Dann freilich."

Jetzt kam Philippine zurück, begleitet von einer Magd in Bauernkleidern. Sie war eifrig bemüht, die mitgebrachten Schüsseln aufzustellen, während Esther ruhig zusah, ohne sich einen Augenblick veranlaßt zu fühlen, selbstthätig mitzuwirken.

„Liebe Philippine, setze Dich,“ erklang plötzlich Fräulein Sophiens ernste Stimme. „Esther, gehe mit Minna, es fehlt noch das Salz.“

Esther gehorchte, dennoch war dieser Gehorsam mit einer Art Trotz verbunden. Sie warf beim Aufstehen ihrer Tante einen unzufriedenen Blick zu und folgte dann langsam der Magd.

„Auf Ibichstein waren Sie heut, Herr Günther?“ fragte Baron Walther. „Das ist eine gute Strecke Wegs von hier.“

„Ich brauche nur eine Stunde, mehr nicht, da ich die Wege kenne, die schneller zum Ziele führen. Heute war wieder blitzwenig mit der alten Seele aufzustellen, einen Eigensinn hat sie — na, ich wollte, ich könnte ihren Eltern heut noch eine Vorlesung darüber halten, daß sie das Unkraut im Charakter ihres Kindes nicht besser ausgerottet! Es ist überhaupt ein originelles Stückchen Schöpfung.“

„Wie alt mag sie wohl sein?“ fragte Phi-

lippine, indem sie mit Wohlbehagen ihr Butterbrod schnitt.

„Genau weiß ich es nicht," erwiederte Herr Günther nachdenkend. „Haben Sie sie einmal gesehen, Fräulein Philippine?"

„Nein, niemals; sie geht ja nie aus und fährt nur im verdeckten Wagen."

„Ja, 's ist richtig. Sie sieht aus, als wäre sie über Siebenzig, ist aber sicher erst in den Fünfzigen. Heute vor fünfundzwanzig Jahren schloß ich mit ihr den Verkauf von Ibichstein ab; sie hat das alte Nest damals billig genug bekommen. Wissen Sie, gnädiges Fräulein," wandte er sich an Fräulein Sophie, „der verstorbene Bruder ließ ihr Belrieth anbieten, aber nein, es mußte Ibichstein sein. Es ist eben eine eigensinnige Person. Nun, ich gönnte damals der armen Frau von Sandel das Sümmchen auch, sie hat damit alte Bären losbinden können. Heute, — aber ich will warten, bis Fräulein Esther kommt, denn was ich eben erzählen wollte, ist recht nach ihrem Geschmack."

„Ich hoffe, daß uns die Eier nicht kalt werden, ehe das Salz kommt," bemerkte Tante Sophie und reichte dem Advokaten einen Teller, auf welchem

unter einer Serviette mehrere weich gekochte Eier lagen.

„Du kleine Träumerin!“ flüsterte Fräulein Philippine, als Esther mit dem Salz eintrat und es vor sie hinstellte. „Setze Dich rasch, Herr Günther will uns etwas von Ibichstein erzählen.“

Das junge Mädchen nahm eiligst Platz; Baron Walther strich ihr mit der Hand über die Stirn. „Tante Sophie ist bös,“ sagte er leise.

Sie schob seine Hand ungeduldig beiseite und sah voll Interesse nach ihrem Nachbar zur Rechten.

„Die Eier sind noch in bester Temperatur, Fräulein Sophie,“ bemerkte Herr Günther, indem er zu gleicher Zeit einen Theelöffel voll des goldgelben Dotters zwischen die rothen Lippen schob. „Delikat. Ich glaubte wirklich nicht im Stande zu sein, noch etwas genießen zu können, aber einem gut gekochten Ei widerstehe ich schwer.“ Er wischte sich behaglich den Mund. „Aber von Ibichstein wollte ich ja erzählen. Ich brachte heute dem guten Fräulein ihre Zinsen — Papiere, die sie mir aufgetragen zu kaufen, Geld, gelöst aus jenen, die sie verkauft. Das Geschäft war gut und vortheilhaft abgelaufen, was sie denn in die beste Laune

versetzte. Als sie das Gold vor sich liegen sah und die Sonne darauf spielte, sagte sie: ‚Sehen sie, wie die Sonne mit dem Gold liebäugelt! Ja, ja, Sonnengold! Alles strebt darnach, es zu besitzen, — wie das verführt, wie das lockt! — Um davon viel zu besitzen,‘ — rief sie plötzlich und stieß die blanken Stücke mit dem Finger von sich — ‚darum zertritt der Mensch die schönsten Blüten, die sein warmes Herz getrieben — darum verleugnet er seine Empfindungen und hält eine Maske vor sein wahres Ich! Darum bindet er seinen freien Willen und wird ein Knecht! Ha, ha, ha!‘ — lachte sie auf. ‚Glauben Sie nicht, daß ein Narr mit einer Hand voll Gold mächtiger ist, als ein armer Teufel mit dem Kopf voll der schönsten Gedanken?‘“ — Als Herr Günther jetzt einen Augenblick inne hielt, fragte Fräulein Sophie, ob dieß die für ihre Nichte versprochene Erzählung sei?

Der kleine Advokat lachte. Fräulein Sophie imponirte ihm nur bis zu einem gewissen Grad. „Dieß war nur die Einleitung. Vom Gold kamen wir auf die Edelsteine. Es war mir von einem meiner Klienten an Zahlungsstatt ein Schmuck angeboten — das heißt, es war nur eine goldene

Schnur, woran ein Herz hing, welches auf der einen Seite mit Diamanten, auf der andern mit Rubinen besetzt war. Was sollte ich damit thun? Dennoch dachte ich, als mich an dem Tag gerade ein Geschäft zu Fräulein von Uern rief, vielleicht kauft sie das Ding — denn ich weiß, daß sie eine Freundin von Schmuck ist. Ich hatte richtig kalkulirt. Das funkelnde Herzchen gefiel ihr und der Preis war ihr nicht zu hoch. ‚Ich will Ihnen einmal,‘ sagte sie nach einer Weile, während welcher sie beständig mit einem Handschuh an den Edelsteinen herumputzte, ‚etwas Aehnliches zeigen. Es ist ein Erbstück.‘ — Sie stand auf und holte ein altes rothes Lederköfferchen herbei, um mir einen Schmuck zu zeigen von solchem Glanz, daß ich vor Funkeln und Blitzen gar nicht wußte, was es eigentlich war. Blumen — rothe, weiße, blaue — Alles glühte und strahlte durcheinander, als sei es in der Hölle verfertigt. Ich mochte wohl ein recht dummes, erstauntes Gesicht dazu gemacht haben, denn plötzlich lachte sie auf, schlug das Etui zu und sagte: ‚Ja, das sind Sächelchen, die Einem den Kopf verdrehen!‘“

„Die Dame soll leidend sein, ich glaube ein=

mal so etwas gehört zu haben!" sagte Fräulein Sophie und schnitt durch diese Frage den Effekt ab, welchen der Advokat, durch die Beschreibung auf Ibichstein hatte hervorbringen wollen.

„Ja, ja," erwiederte er leichthin. „Aber, pah! den Doktor hat sie noch nie gebraucht. Das bischen Rheumatismus oder Herzklopfen, was sie dann und wann hat, das doktert sie selbst wieder fort."

Auf dem Gesicht des Blinden lag ein Ausdruck der heitersten Stimmung.

„Nun, Herr Baron, Sie lächeln ja so behaglich?" fragte Herr Günther. „Theilen Sie uns doch die Ursache mit."

„Ich dachte daran," erwiederte der Blinde, „wie der verlockende Goldesschimmer und Juwelenglanz für mich ungefährlich ist; mein blödes Auge kann der Seele keine Gefahr bringen, und schaffte auch meine Phantasie mir die verlockendsten Bilder, meine Hände, wie meine Füße, sind gefesselt, den bösen Weg zu gehen."

Jetzt glitt ein wehmüthiger Zug über Fräulein Sophiens Gesicht und Schwester Philippine schlich hinter den Stuhl ihres Bruders, und seinen Kopf liebevoll zwischen ihre Hände pressend, sagte sie:

„Was nützen der alten Dame all' ihre Diamanten und Goldstücke, wenn sie Niemand besitzt, der sie liebt!"

„Bravo, Fräulein Philippine," rief Herr Günther und eine leichte Röthe erhöhte die Freundlichkeit seines Gesichts. „Das sage ich schließlich auch! Ich schlage der ganzen Geschichte ein Schnippchen! — Ich habe das Ganze nur erzählt, weil ich weiß, daß meine kleine Nachbarin von Dergleichen gern hört!"

Esther blinzelte mit den Augen und kniff die Lippen aufeinander, denn sie erwartete eine darauf bezügliche scharfe Bemerkung ihrer Tante Sophie. Aber diese ignorirte die letzten Worte des Advokaten und fragte, ob es ihm gefällig, jetzt mit ihr die geschäftlichen Sachen zu besprechen? —

Man erhob sich. Ehe Fräulein Sophie Tinte und Feder nebst einigen alten Büchern herbeigeholt, trat Herr Günther an Fräulein Philippinens Platz und blätterte in dem Buch, in welchem sie vorhin gelesen. „Aha, mein guter Freund," sagte er. „Schon zweimal bin ich mit ihm den Weg nach Syrakus gewandert, mit dem alten Seume — wo haben Sie das Buch her, Fräulein Philippine, wie? — Ich hätte es Ihnen auch geben können."

„Ernestine hat es geschickt. Es gehört ihr nicht einmal, ich muß es zurücksenden, aber erst, wenn ich es Walther vorgelesen.“

„Wie geht es dem gnädigen Fräulein? Kommt sie nicht einmal wieder her? — Ich dächte, ich hätte in der gestrigen Zeitung gelesen, der Hof verreise demnächst?“

„Alles unbestimmt! — Herkommen, dieß Jahr? das glaub' ich nicht, denn sie muß vielleicht mit den Herrschaften gehen. Aber, wie gesagt, sie weiß nichts Bestimmtes.“

Fräulein Ernestine von Tossen war die jüngste der Geschwister. Sie hatte einmal, bei der Einweihung einer Kirche in der Nähe von Tossen, das Glück gehabt, als junges Mädchen von siebenzehn Jahren zur Ueberbringerin der Schlüssel zum herzoglichen Stand erwählt zu werden; ihr bescheidenes, dabei feines Benehmen hatte einen so günstigen Eindruck auf die Herzogin gemacht, daß sie das Mädchen, nachdem man Erkundigungen über dasselbe eingezogen, auf ihre Kosten ausbilden ließ, um es später zur Hofdame zu ernennen. Dieß war nach zwei Jahren geschehen und da sie bereits neun Jahre diesen Posten versehen, stand sie jetzt in ihrem achtundzwanzigsten. —

Herr Günther blätterte im Buche, bis ihn Fräulein Sophie bat, sich nun mit den Papieren zu beschäftigen, die ihr die wichtigsten waren. — Bei diesen oft unangenehmen Verhandlungen der Beiden überließen die Uebrigen sie gern sich selbst. Esther nahm die Hand ihres Onkels und führte ihn nach dem Ausgang des Gartensaals.

„Wir sehen uns wohl noch!“ rief Herr Günther, als diese Beiden im Begriff waren, sich zu entfernen. „Ich gehe über Lichthöhe nach Haus.“

„Gut, gut,“ erwiederte der Blinde, winkte mit der Hand nach der Richtung, aus welcher des Advokaten Stimme geklungen und folgte Esther's Führung, während Fräulein Philippine mit ihrem Buch sich in die große Jasminlaube im Garten zurückzog.

Zweites Kapitel.

Leonore. Wie sehnlich wünscht' ich, jene Welt einmal
Recht nah' zu seh'n! —
Alphons. Doch wohl, um mit zu wirken? —
Torquato Tasso.

Die Barone von und zu Tossen hatten früher auf ihrem Gute zwei große Häuser bewohnt, das Ober- und Unterhaus. — Im Oberhaus hatte die Familie, im Unterhaus die dazu gehörige Dienerschaft residirt. Als aber die Familie immer größer und das Vermögen kleiner geworden, hatte man das Oberhaus in Pacht gegeben und Familie und Dienerschaft waren in das Unterhaus gezogen. Schließlich hatte man das Oberhaus verkauft und besaß jetzt nur noch das Unterhaus mit einigen dazu gehörigen Ländereien. Das Gebäude war noch gut erhalten. Fräulein Sophie verwendete jeden ersparten Pfennig, um diese letzte Zufluchts-

stätte ihrer Familie zu erhalten. In ihrer Seele konzentrirte sich der ganze Stolz eines alten, vornehmen Geschlechts. Die Entbehrungen, welche sie sich aufzuerlegen hatte, ertrug sie ohne Murren, sie blieb dennoch das Freifräulein von und zu Tossen, und wenn sie im abgetragenen Wollenkleid durch den Saal ging, in welchem noch eine lange Reihe Ahnenbilder die Wände bedeckte, schritt sie so stolz einher, als rausche ihr die schwere Sammetschleppe nach. —

Esther hatte viel von dem Charakter ihrer Tante, aber in ihr gährten noch unentwickelte Leidenschaften, welche eben dadurch, daß sie nur zuweilen zum Ausbruch kamen, ihre Umgebung noch im Unklaren ließen, auf welche Weise dieselben sich Bahn brechen und auf welche Weise man sie zu zügeln haben würde.

Fräulein Sophie bangte vor dieser Aufgabe nicht. Mit ruhiger Konsequenz war viel zu erreichen, und sie hatte ganz anderen Aufgaben die Stirn geboten, warum sollte sie einem wilden achtzehnjährigen Mädchen nicht die Flügel binden können? — Allein darin täuschte sie sich: Esther war leidenschaftlich, aber nicht wild; sie hatte von Ju-

gend auf für sich allein gelebt, gelitten, ihre beiden Eltern hatte sie früh verloren, und war nur unter Erwachsenen groß geworden, die ihr den warmen Sonnenstrahl der Elternliebe nicht ersetzen konnten, wiewohl sie ihre nächsten Verwandten waren. Und so hatte sie wie eine Frucht, die im Schatten gereift, der Süße entbehrt, ein kaltes, egoistisches Herz behalten. Immerwährend von Jugend auf Zeugin der Sorgen und Bedürfnisse ihrer Familie, hatte sich in ihr nur Ein Verlangen, nur Ein Trieb entwickelt: reich zu werden und vermittelst dieses Reichthums sich von den Menschen unabhängig zu machen. Was half es ihr, wenn ihr der blinde Onkel von den schönen Frauen von Tossen erzählte, die an manchen Höfen die Herzen der vornehmen Fürsten und Kavaliere erobert; von den Baronen von Tossen, die ihre eigenen Fähnlein in's Feld geführt — sie trug den Namen, aber er bedeutete nichts mehr. Ihre Lippen zogen sich höhnisch herab, wenn Tante Sophie ihr befahl, die siebenzackige Krone in die grobe Leibwäsche zu sticken oder wenn die derbe Bauernmagd eine Zurechtweisung mit anzüglichen Bemerkungen über den armseligen Zustand im vornehmen Hause zurückgab. Dann schäumte

in ihr das stolze Blut empor, und sie sagte sich: Es ist ein Hohn, einen vornehmen Namen zu tragen, wenn man dabei wie ein Bauer leben muß! Nur im Besitz liegt die Macht. Tante Sophie ist eine Närrin. —

Der längst erwartete Regen war eingetroffen, das Gras war schon vielfach gemäht, aber für den zweiten Nachwuchs war der Regen von Wichtigkeit, und die Geschwister von Tossen ertrugen daher in Aussicht dieses Vortheils geduldig die Witterung, welche sie den ganzen Tag in's Zimmer bannte.

Esther las dann abwechselnd mit Tante Philippine ihrem Onkel vor oder rumorte, wie schon oft, in alten Wandschränken und Truhen, in der Hoffnung, vielleicht irgendwo einen verborgenen Schmuck oder sonstiges Kleinod zu entdecken. Allein es fand sich nichts, als was sie längst gefunden; alte Bücher, Tapetenreste, Baurisse und vergilbte Landkarten. Nach solchen Streifzügen kehrte sie dann ermüdet in's Familienzimmer zurück, nahm irgend eine Arbeit in die Hand, und hörte geduldig zu, was Tante Philippine vorlas.

„Bitte, Philippine, höre einen Augenblick mit Lesen auf," sagte Fräulein Sophie. „Ich muß hier Stiche abzählen."

Philippine legte das Buch beiseite und sah während dieser Pause forschend in den Garten. Immer dasselbe Wetter! — In schrägen Streifen trieb der Regen am Fenster vorüber.

„Was das ein behagliches Gefühl ist," sagte Onkel Walther, „wenn man das Rauschen des Regens hört und dabei die Nässe desselben nicht fühlt. Ist Esther hier?"

„Ja, Onkel, hier bin ich."

„Heute wird's nichts mit einem Gang in's Freie, Du mußt oben auf der langen Galerie mit mir gehen."

„Ja, Onkel, sehr gern."

Als Fräulein Sophie die Stiche gezählt und Philippine das Buch wieder zur Hand nehmen wollte, wurde sie abermals gestört, denn das Dienstmädchen brachte den Postbeutel herein.

Esther nahm ihn in Empfang und legte ihn vor ihre Tante Sophie auf den Tisch, welche den Schlüssel zum Postbeutel und daher auch das Vorrecht hatte, die angekommenen Briefe zuerst zu übersehen.

Philippine und Esther verfolgten jede Bewegung von Fräulein Sophie, und der Blinde horchte noch

einmal so scharf auf die Stimme seiner Schwester, als sie sagte:

„Es sind zwei Geschäftsbriefe und einer von Ernestine an mich."

Sie reichte ihrer Schwester die mitgekommene Zeitung, und bat sie, einstweilen daraus vorzulesen, bis sie die Briefe durchgegangen.

Nachdem Philippine diesen Wunsch erfüllt, faltete sie die Zeitung wieder zusammen und sagte:

„So, jetzt ist auch kein Tröpfchen Neuigkeit übergangen, und wie wäre es, Esther, wenn Du noch mit Walther die halbe Stunde, ehe es Zeit zum Abendessen ist, die projektirte Promenade unternehmen würdest? Wenn ihr dann zurückkommt, gibt es noch eine Neuigkeit aus Tante Ernestinens Brief."

Esther legte ihre Arbeit zusammen, ließ sich einen Augenblick von Tante Philippine liebkosen und ging darauf mit ihrem Onkel aus dem Zimmer.

Als sich die Thür hinter Beiden geschlossen, sah Fräulein Sophie von dem Brief zu ihrer Schwester auf, welche ihr jetzt mittheilte:

„Ernestine läßt Dich einladen, nach Weilheim zu kommen."

Sie sagte diese außerordentliche Neuigkeit ohne jede Einleitung und so gleichgültig, als ob sie es nicht anders erwartet; Philippine dagegen war so überrascht, daß sie ihre Schwester einen Augenblick sprachlos anstarrte. Ohne auf dieses Erstaunen zu achten, fuhr Fräulein Sophie fort:

„Die Herzogin hat Ernestine neulich gefragt, ob es ihr nicht Freude machen würde, eine ihrer Verwandten bei sich zu sehen, wenn der Hof erst wieder auf dem Lande wohne. Sie hat diese Frage bejaht, und da sie bereits seit vierzehn Tagen aus der Residenz nach Weilheim übergesiedelt, glaubt sie, daß der richtige Augenblick gekommen, diesen Wunsch auszusprechen, und Dich zu bitten, Du mögest sie besuchen. Indessen wünscht sie, daß Esther Dich begleiten möchte, und da muß ich gestehen, daß dieß erst einer genauen Prüfung bedarf."

Philippine war vor Freuden über die ihr in Aussicht gestellte herrliche Zeit roth bis in die Stirn geworden, und — Esther mitnehmen! — das war ihrem selbstlosen Herzen der Gipfelpunkt dieser Seligkeit. Sie sah nicht ein, daß dieß einer langen Ueberlegung bedurfte, aber sie war so wenig daran

gewöhnt, ihre Meinung auszusprechen, daß sie auch jetzt schwieg und nur zu sagen wagte:

„Die gute Ernestine! Wie würde ich mich freuen, sie wieder zu sehen! Es sind bald vier Jahre, daß ich bei ihr war, — und wenn es möglich wäre, ihr Esther zu bringen! Aber Du denkst an Walther, wer für ihn sorgen sollte, nachdem Du schon so sehr in Anspruch genommen bist."

„Das würde das kleinste Hinderniß sein. Es handelt sich eher darum, ob es Esther zuträglich sein dürfte, eine solche Zerstreuung zu haben."

Philippine schien dieser Gedanke weniger zu beängstigen, als vielleicht der Zustand von Esther's Garderobe. Sie wagte daher zu sagen:

„Du denkst wohl auch, daß Esther mit ihren Kleidern da nicht gut erscheinen könne —"

„Nein, da irrst Du, liebe Philippine, daran dachte ich nicht. Es ist nun einmal nicht anders, und sie muß sich in ihr Geschick zu fügen wissen, sie muß sich in dieser Beziehung demüthigen lernen."

Fräulein Sophie schwieg einen Augenblick und ihre ernsten Augen sahen nachdenkend in's Weite. Dann sagte sie plötzlich bestimmt:

„Ja, sie soll mitgehen. Ernestine wird ihr schon den Platz anweisen, der ihrem Alter und ihren Verhältnissen zukommt. Was fällt ihr denn ein," fügte sie mit tiefer Bitterkeit hinzu, „mehr zu beanspruchen als wir, die wir noch bessere Zeiten gekannt! Was Du nie besessen, das kannst Du nicht vermissen."

Nur sehr selten kam eine Klage dieser Art über Fräulein Sophiens Lippen; zuweilen glaubten die Geschwister, sie habe überhaupt mit der Vergangenheit abgeschlossen, aber heute sah Philippine an dieser Bemerkung, die wie ein Schmerzensschrei hervordrang, daß ihr Schweigen nur die Folge ihres eisernen Willens war.

„Eine bestimmte Zeit," sagte Philippine nach einer Weile, „wann uns Ernestine zu sehen wünscht, hat sie wohl nicht angegeben?"

Fräulein Sophie gab die Briefe, welche an sie gerichtet waren, nie aus der Hand, sie nahm auch dießmal das Schreiben wieder auf und las, nachdem sie einige Zeit gesucht:

„Die Herrschaften sind im besten Wohlsein und der Umzug vollendet. Meine Zimmer sind behaglich eingerichtet und die liebliche Gegend entzückt

mich immer wieder von Neuem. Nun komme ich auf meine frühere, schon einmal erwähnte Bitte zurück, mir Philippine und Esther zu schicken, — aber es muß bald sein, denn in drei Wochen erwartet der Hof Besuch, und ich muß dann meine beiden Logirzimmer abtreten. Uebrigens bestreite ich dießmal die Reisekosten, damit diese pekuniäre Angelegenheit nicht ein Hinderniß werden könne."

Fräulein Sophie legte den Brief beiseite.

„Da Du hinsichtlich Deiner Garderobe einige Aenderungen vorzunehmen haben wirst, rathe ich Dir, damit bald zu beginnen. Ich werde sehen, was Esther mitnehmen kann. Allein länger als vierzehn Tage würde ich nicht bleiben. Du wirst dieß am besten an Ort und Stelle selbst beurtheilen können, denn Ernestine hat Rücksichten zu nehmen, gegen die alles Uebrige zurückstehen muß. In meiner Antwort an Ernestine, daß ihr kommt, werde ich ihr auch mittheilen, wie ich Esther's dortiges Auftreten wünsche, und ich hoffe, daß Du Dich nicht durch das Mädchen in irgend einer Weise beeinflussen lassen wirst. In ihr steckt ein eiserner Wille, sie mag ihn dereinst für sich geltend machen, aber nicht uns gegenüber."

„Willst Du ihr Ernestinens Einladung mittheilen?“ fragte Philippine, als sie bemerkte, daß ihre Schwester sich bereits wieder mit den übrigen Briefen beschäftigte.

Fräulein Sophie überlegte einen Augenblick.

„Nein, laß bei Tische die Sache noch unberührt. Walther möchte ich es erst morgen früh mittheilen, aber Du kannst Esther heut Abend auf ihr Zimmer begleiten und es ihr da sagen. Aber bitte, störe mich jetzt nicht wieder, ich habe hier etwas zu überlegen.“

Philippine legte sich behaglich in ihren Stuhl zurück; sie durchlief in Gedanken alle die Freuden, die sie genossen, als sie früher zu einem gleichen Besuch in Weilheim gewesen. Hatte sie auch nicht die großen Feste mitgemacht, denn dazu hatte die nöthige Garderobe gefehlt, so hatte sie doch Alles in ziemlicher Nähe gesehen und die süße Bequemlichkeit eines dolce far niente gekostet.

Während dieser Zeit wanderten Onkel und Nichte auf dem langen Gang hin und wider, von dessen einer Seite mehrere Fenster die Aussicht in den Garten gewährten, während von der andern einige Thüren in leer stehende Zimmer führten.

„Was sagtest Du, Kind, welche Jahreszahl ist in dem Buche gestanden, das Du gestern oben gefunden?“

„Siebenzehnhundertundvierundneunzig.“

„So. Ja, dann gehörte es Deinem Vater; er war dazumal fünfzehn, ich elf Jahre alt. Dreißig war er, als Du geboren wurdest, Deine Mutter Siebenzehn. Denke Dir, erst Siebenzehn! Also fast noch ein Kind. Ja, und dann dauerte es nur noch ein Jahr, daß sie diese Welt wieder verlassen mußte, die sie kaum gekannt. Dein armer Vater war gar nicht zu trösten, nein, mit nichts, — nicht einmal Du konntest ihm über seinen Schmerz hinweghelfen, und ich glaube bestimmt, er ist vor Sehnsucht nach ihr gestorben. Sophie behauptet: nein, der Aerger über Belrieth habe ihm die Gesundheit geraubt; aber ich bleibe dabei: er konnte es nicht mehr ertragen, ihre Stimme zu missen. Es ist wahr, es lag ein großer Reiz in dieser jungen Stimme! Zuweilen meine ich noch, ich hörte ihre allerliebsten kleinen französischen Lieder, die sie wie eine Lerche zwitscherte; und die italienischen, die wieder ein wenig traurig klangen! — Sie hatte eine so gute Erziehung bekommen, aber sie war

zart, sie hätte eigentlich viel Bedienung gebraucht, viel Geld. Als sie sich so oft erkältete, hätte sie Heinz gern in ein südliches Klima geschickt, Tossen liegt rauh, der Arzt rieth dazu, aber ehe so viel Geld zusammen war, daß Beide reisen konnten — denn allein durfte und wollte sie nicht gehen — war sie schon in das Land gegangen, von dem man nicht mehr zurückkehrt."

Esther schritt ruhig neben ihrem Onkel her. Sie hatte ihn das schon öfters erzählen hören, aber heut Abend sagte sie ungeduldig:

„Wie konnte der Vater auch ein armes, vornehmes Fräulein heirathen und sie ihn! Beide hätten das überlegen müssen, — der Vater noch eher, da er recht gut wußte, was er ihr bieten konnte."

„Ja, Herzchen, das sagst Du so, Du verstehst das nicht anders. Aber die Beiden hatten sich lieb, und das schien ihnen ein so großer Reichthum, daß sie an den andern nicht gedacht hatten, und glaubten, das Uebrige finde sich."

Esther warf den Kopf zurück; sie wußte, daß das, was sie jetzt sagen wollte, ihren Onkel schmerzen würde, aber sie fühlte darin einen eigenen Kitzel:

„So daß ich nun übrig bleiben mußte und übrig bleiben werde — ein einzelnes verarmtes, adeliges Fräulein, der letzte verkümmerte Sprosse einer herabgekommenen Familie.“

Sie preßte die Hand ihres Onkels heftig zusammen, ihr Schmerz ging wie ein elektrischer Schlag in ihn über. „Welches Bild malst Du aus! So wird es nicht kommen! Sophie, weiß ich bestimmt, wird für Alle Sorge tragen, auch dafür, daß Du nicht darben mußt.“

Das junge Mädchen schwieg eine Weile, dann sagte sie rasch: „Du mußt nicht denken, Onkel, daß ich nur immer für mich allein genießen wollte, im Gegentheil, ich möchte so viel Geld haben, daß ich euch geben, — daß ich Tante Sophie einmal sagen könnte: ‚Jetzt richte ich den Haushalt ein, keine Klage soll mehr gehört werden, die Leute sollen vollauf haben, Lohn und Kleidung, damit — nun, ich sage Dir, Onkel, ich wollte eine stolze Gutsherrin sein! Jeden Tag würde ich mit muthigen Pferden über die kleine Brücke jagen, dann rasch vor das Haus fahren, — ein Bedienter geleitete Dich in den Wagen, der Hund legte sich zu Deinen Füßen, ich grüßte mit der Peitsche zu den Tanten

herauf und hinaus führte ich Dich in die schöne, die duftige Welt!!"

„Nein, nein!" rief ihr Onkel heiter. „Das klingt mir gar nicht verlockend. Du würdest mich am Ende bei Deiner Unerfahrenheit, muthige Pferde zu lenken, in den nächsten Chausseegraben werfen, und ich in meiner Hülflosigkeit könnte mir nicht einmal heraushelfen. Viel lieber und sicherer ist es mir, wenn ich Deine kleine warme Hand in der meinen halte und genau weiß, daß Deine Augen meine Schritte lenken."

Esther seufzte. Die Magd erschien und rief zum Abendessen. — Philippine schwieg während des Mahls gehorsam von dem süßen Geheimniß, das ihr Herz entzückte, aber die innere Glückseligkeit fand einen Ausfluß in ihrer Laune; sie plauderte unaufhörlich, und zuweilen fiel ein Strahl ihrer freundlichen Augen so innig auf Esther, daß das junge Mädchen schließlich überlegte, ob Tante Philippine nicht vielleicht eine besonders gute Nachricht erfahren, welche sie so überaus heiter stimmte.

Der Regen hatte während des Abendessens aufgehört. Philippine stand am Fenster und beschrieb ihrem Bruder die nach und nach sich entfaltende

Pracht des Himmels. Esther wollte zur Thür hinaus.

„Gehst Du auf Dein Zimmer?" fragte sie dazwischen.

„Ja."

„Schon zu Bett?"

„Nein."

„Vor Schlafengehen komm' ich noch einmal zu Dir." —

Der Mond war im vollen Glanz am Abendhimmel emporgestiegen. Esther lag in ihrem Fenster, das nach dem Garten ging. Sie beobachtete, wie der helle Schein einen immer größeren Umfang annahm, wie die dunklen Bäume langsam aus ihrem Dunkel hervortraten, die alten grauen Statuen weißer aus den Boskets hervorschimmerten. Die sanfte Beleuchtung verbarg die Mängel und hüllte die ganze Landschaft in ein weiches Licht, das alle Gegenstände mit einem Zauber der Verjüngung umgab. Sie hatte sich selbst vergessen und fuhr daher erschrocken zusammen, als sie an ihre Thür klopfen hörte und gleich darauf Tante Philippine eintrat.

„Du, Tante? — Ich glaubte nicht, daß Du noch kämst."

„Ich hatte es ja versprochen, so werde ich es doch halten, besonders wenn ich Dir eine angenehme Botschaft zu bringen habe.“

Esther's Augen funkelten. „Eine angenehme Nachricht?“ — wiederholte sie leise und setzte sich neben Tante Philippine, die auf dem Rande ihres Bettes Platz genommen.

„Ja, aber ich will Dich nicht erst rathen lassen, sondern Dir gleich sagen, daß wir Beide von Ernestine auf vierzehn Tage nach Weilheim zu kommen eingeladen sind und Sophie Dir erlaubt, mitzugehen.“

„Nach Weilheim?“ fragte Esther langsam. „Wirklich?“

„Ja, Kind, wirklich.“

„Und wann?“

„Sobald als möglich. Damit meine ich, sobald unsere Kleider und Wäsche in Ordnung.“

„Unsere Kleider?“ sagte Esther zögernd.

„Du mußt nicht denken, Kleine, wir machten die Feste dort mit! — Das glaubst Du doch nicht, denn es würde unmöglich sein. Wir können nur Alles von Weitem mit ansehen, aber wir können die schönsten Spaziergänge machen und Abends bei

Ernestine hübsche, kleine Thees haben, nun, mit einem Wort, Du wirst einmal ein wenig Leben sehen."

„Und das ist Alles wahr?" fragte Esther, und ihre Stimme bebte. „Nicht wieder, daß Tante Sophie morgen mit einem Aber die ganze Herrlichkeit in Stücke schlägt?"

„Ach, Du böses Mädchen! Würde ich es Dir sonst gesagt haben? — Nein, kein Aber! Wir fangen von morgen an, unsere Flügel zu heben und fliegen dann plötzlich in die freie Luft!"

„Gottlob!" sagte Esther, tief aufathmend. Sie strich ihr dichtes Haar aus der Stirn, ihre feinen Züge belebten sich und in ihren Augen leuchtete es auf. Das helle Mondlicht strömte jetzt zu dem offenen Fenster herein, umfloß ihre Gestalt und beleuchtete ihr Gesicht. Philippine sah sie staunend an, es überschlich sie plötzlich eine Art Bangen vor diesem heranwachsenden, leidenschaftlichen Kind. Sie legte die schmale Hand auf Esther's Schulter und sagte leise:

„Liebes Herz, wir müssen Ernestine recht dankbar sein für die Freuden, die sie uns bereiten will, auch Tante Sophie, Du denkst das sicherlich auch.

Und nun, gute Nacht; ich hoffe, Du schläfst sehr gut mit der angenehmen Nachricht im Herzen."

Esther sprang vom Bett auf. „Was sagt Onkel Walther dazu?"

„Er erfährt es erst morgen. Das ist der bittere Kern bei der süßen Frucht, denn er ist ohne Deine Augen sehr verlassen."

„Michel's Augen sind ebensogut!" rief Esther mit dem ganzen Egoismus der Jugend.

„Du böses Mädchen!" sagte Philippine, stand auf und drückte einen Kuß auf die Stirn, hinter welcher sich Hunderte von Gedanken in buntem Chaos drängten.

Esther schlang ihre Arme um den Hals ihrer Tante, preßte sie leidenschaftlich an sich und flüsterte: „Laß uns nur bald, — bald fortreisen!"

Drittes Kapitel.

Die Welt hat Manches, das gefällt,
Doch fremd ist ihr das Glück.

Schmidt von Lübeck.

„Nein, nein! Fräulein von Tossen, so ist es; die hohen und allerhöchsten Herrschaften begeben sich morgen früh nach Pillau, und die jüngsten Herrschaften, meine Wenigkeit und mein allergnädigster Bruder Ludwig, halten allein Hof und wir bringen Ihnen hiemit die angenehme Nachricht, daß Sie in Anbetracht des von Ihnen erwarteten Besuchs die Reise nicht mitzumachen brauchen."

Die kleine siebenzehnjährige Prinzessin legte sich in ihren Stuhl zurück, zerrte an ihren Handschuhen und lachte Fräulein Ernestine von Tossen in das erstaunte Gesicht.

„Also wirklich? Es ist zu gnädig von der

Frau Herzogin! Ich werde meinen Dank noch heute persönlich abstatten."

„Das können Sie thun. Und wann kommt Ihre Schwester mit der Nichte?"

„Ich denke heut Abend gegen Sieben, Hoheit."

„Das ist eigentlich sehr langweilig. Wissen Sie, Fräulein von Erlen," wandte sich die Prinzessin an eine ältliche Dame, welche bei ihr die Stelle einer Hofdame und Erzieherin zu gleicher Zeit versah und nicht weit von ihr Platz genommen hatte, „wenn die Herrschaften nicht hier wären, würde ich die Damen abholen. Da, — nun sehen Sie einmal!" rief sie darauf ärgerlich; sie hatte den Handschuh, an dem sie vorhin schon gezogen, gänzlich durchgerissen. „Sind das Handschuhe! Heute schon das zweite Paar!"

Die überaus lebendige, kleine Prinzessin riß den Handschuh von der Hand und warf ihn ihrem Rauhpinscher zu, welcher sich in den Sonnenstrahlen wärmte, die sich durch die herabgelassenen Jalousieen in das Zimmer stahlen.

„Da, Frick, spiel' damit!"

„Darf ich Hoheit vielleicht ein Paar andere

anbieten?" — Fräulein von Tossen zog die Klingel für ihre Jungfer.

„Das ist sehr freundlich, liebes Fräulein," sagte die Prinzeß, lief an den Blumentisch der Hofdame und steckte ihr eigenes blühendes Gesicht in die duftenden Blumen.

„Also Esther heißt Ihre Nichte? Ein komischer Name! Ach, wie die Rosen duften, — ich darf doch?" — Sie brach eine derselben ab. „Komm', Frick, riech' einmal." Der Hund hatte sich bereits angelegentlich mit dem Handschuh befaßt und riß und zerrte an ihm herum. „Nein, du sollst riechen!" rief die Prinzeß, nahm ihm das erste Spielzeug wieder fort und hielt ihm dafür die Rose an die Nase, an welcher sich die Hofdame erst heute Morgen entzückt hatte. „Non, c'est un gourmand!" lachte sie und schlug ihn mit der Blume auf den Kopf. In dem Augenblick erschien die Jungfer mit dem Handschuhkasten. Die Prinzeß ließ die Rose fallen. „Ah, die Handschuhe, merci." Während die kleine Hoheit die Handschuhe probirte, bemerkte sie, daß Frick die Rose, welche sie vorhin hatte fallen lassen, zu fressen begann. „Fi donc!" rief sie und eilte auf ihn zu. „Was fällt dir ein, mon cher, wir

wollen dich lehren, schöne Blumen zerbeißen! Ach, schon zu spät!" lachte sie und stieß ihn mit ihrem Sonnenschirm zur Seite. „Komm' jetzt, bitte für deine schlechten Manieren bei Fräulein von Tossen um Verzeihung!"

Der wohlgenährte Hund blieb aber trotz dieses Befehls ruhig liegen und zeigte seiner Herrin knurrend die weißen, spitzen Zähne.

„Frick ist übler Laune, Hoheit, wir wollen ihn nicht weiter quälen," bat Fräulein von Tossen.

„Und darf ich Hoheit erinnern," bemerkte jetzt Fräulein von Erlen, „daß bereits Zwölf vorüber und die Herrschaften sehr pünktlich zum Frühstück kommen."

Die Prinzessin sah einen Augenblick gedankenlos vor sich nieder. „Also erst um sieben Uhr," sagte sie dann rasch. „Grüßen Sie Ihre Verwandten von mir, Fräulein von Tossen, ich freue mich, dieselben kennen zu lernen."

Sie reichte der Hofdame die Hand, welche diese leicht an die Lippen führte und darauf ihren fürstlichen Besuch bis zur Treppe geleitete. —

Während der Tag in Weilheim unter Vorbereitungen für die auf den andern Tag bestimmte

Abreise der hohen Herrschaften verging, näherten sich Tante Philippine und ihre Nichte diesem Ort in einem altmodischen, mit zwei Ackergäulen bespannten Wagen. Die Fahrt schien beiden Damen endlos. Es waren von Tossen bis Weilheim sieben Stunden mit guten, raschen Pferden; aber diese durch Feldarbeit erschöpften Thiere brauchten neun volle Stunden, ehe sie an der letzten Poststation vor Weilheim anlangten.

Tante Philippine hatte viel geschlafen, aber Esther mit großer Neugier alles Neue, was sich ihr unterwegs darbot, verfolgt. Nur die drückende Hitze und der lästige Staub hatten sie schließlich ermüdet, und es war ihr eine angenehme Ueberraschung, als der Kutscher endlich an den Wagen trat und meldete, daß er jetzt zum letzten Male füttere. Aber als er hinzufügte: „Noch so 'ne kleine Stunde, dann sind wir an Ort und Stelle, gnädiges Fräulein," überschlich sie doch ein unbehagliches Gefühl. Sie sah auf ihr bestaubtes, abgetragenes Reisekleid, sie wußte ganz genau, wie altmodisch und abgenützt der hinten am Wagen mit vielen Stricken befestigte Koffer war, und daß in Reith, einem kleinen Dorf kurz vor Weilheim,

Tante Ernestine mit einer Hofequipage sie abholen würde.

Noch eine Stunde hatte der Kutscher gesagt, aber es wurden beinahe noch zwei, ehe sie ihr Ziel erreichten. Langsam zogen die bestaubten Thiere den Wagen bis zu einem kleinen Wirthshaus. Mit einem mächtigen Ruck öffnete der Kutscher den Thürschlag. „Da wären wir denn endlich,“ sagte er und schob seine Mütze, anstatt sie abzunehmen, auf dem Kopfe hin und her. „Aber von einem andern Wagen ist noch nichts zu sehen. Wollen Sie nun aussteigen oder — wie sollen wir's machen?“

Er hatte kaum die Frage beendet, als er sanft beiseite geschoben wurde und Ernestine seinen Platz einnahm.

Tante Philippine reichte ihr mit einem Ausruf des Entzückens beide Hände. „Endlich, mein Herzkind! Grüß' Dich Gott! Ja, wir sind es, Esther und ich.“

„Willkommen, herzlich willkommen,“ erwiederte die Hofdame und drückte ihrer Schwester innig die Hand. Sie konnte ihre Nichte nicht sehen, da Philippine beim Aussteigen die Wagenthür aus-

füllte und das Fuhrwerk noch aus der Zeit stammte, zu welcher an der Stelle der Fenster dichte Ledervorhänge im Gebrauche standen. Nun aber sprang Philippine zur Erde und dann kam auch Esther zum Vorschein. Tante und Nichte betrachteten sich einen Augenblick prüfend. Die Hofdame sah mit einem mitleidigen Lächeln, daß ihre Schwester Sophie nichts gethan, um der Eitelkeit ihrer Nichte Vorschub zu leisten; das feine, jugendliche Gesicht verschwand fast zu einem Kinderantlitz unter der mehr einem Strohdach als einem Hut ähnlichen Kopfbedeckung, die ohnehin etwas magere Gestalt Esther's wurde noch beschränkt durch ein Kleid, das man wahrscheinlich als schlecht oder gut genug für die Reise gehalten, dem sie aber längst entwachsen war.

Esther küßte die ihr dargereichte, fein behandschuhte Hand, sie überflog die nicht eben reiche, aber so duftig gekleidete Gestalt ihrer Tante, — wie mußten sie Beide dagegen aussehen! — Sie biß die Zähne fest zusammen, in ihre Augen trat ein zorniger Blick. „Bettelleute!" Wozu hatten sie sich Diesem ausgesetzt! — Sie hatte es auf der Zunge: „Ich krieche zurück in mein Dunkel! Wozu die Erbärmlichkeit an's Tageslicht bringen!"

Aber Tante Ernestine faßte sie an der Hand und fragte freundlich, ob sie sich ihrer noch erinnere.

„Nur sehr wenig,“ sagte sie erröthend.

Der Wagen der Hofdame kam jetzt rasch die schlecht gepflasterte Dorfstraße herab. Der Bediente sprang herunter und fragte nach dem Gepäck.

Tante Philippine lachte. „Denke Dir, Ernestine, es ist noch immer der Koffer von Heinz! — Es war der solideste, den wir finden konnten.“

„So steigen wir ein,“ erwiederte die Hofdame. „Meyer, besorgen Sie, bitte, das Uebrige.“

Nach wenigen Minuten war Alles in gewünschter Ordnung. Aber der Tossener Kutscher trat noch einmal vor. „Wenn Sie nun wieder abgeholt werden wollen, gnädiges Fräulein, dann lassen Sie's uns aber zeitig wissen; wir haben jetzt die Pferde von wegen der Landarbeit sehr nöthig.“

Der Lakai stand, den Hut in der Hand, neben dem Wagenschlag, — ein bescheidenes, aber doch so höhnisches Lächeln zog über sein glattrasirtes Gesicht.

„Ja, ja, Martin!“ lachte Tante Vielliebchen gutmüthig, „daran will ich schon denken. Be-

stellen Sie, daß wir glücklich angekommen und daß —"

Die Hofdame nickte: „Zufahren," — und dahin flog die leichte Equipage, in welcher ein junges Herz in die Schule des Lebens geführt wurde.

Viertes Kapitel.

Was heut' müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib' wach und munter! —

Eichendorff.

Acht Tage waren bereits verflossen, seit Philippine und Esther Tossen mit dem lieblichen Weilheim vertauscht. Sie waren in einem angenehmen, ruhigen Verkehr dahingegangen, da der Hof nicht anwesend war und sich daher über Alles eine wohlthuende Stille gelegt hatte.

Prinz Ludwig nebst seinem Adjutanten, Grafen Malstädt, waren die ersten Tage zur Jagd gegangen, später hatte man sie nur dann und wann im Park angetroffen; zwischen der Prinzessin Leonie und den Damen von Tossen jedoch war ein lebhafterer Umgang entstanden, der besonders Esther zu gelten

schien. Die kleine Prinzessin hatte das junge Mädchen bereits in ihrem Ponywagen spazieren gefahren und sie, nebst ihren Tanten, zu sich zu Tisch gebeten. Heute Abend hatte sie sich bei der Hofdame zum Thee angesagt. Die beiden Zimmer Ernestinens waren bereits zum Empfang gastlich hergerichtet; sie selbst saß mit ihrer Schwester am offenen Fenster. Philippine hatte sich so schön wie möglich herausgeputzt, aber, aufrichtig gestanden, sah sie besser in ihrer einfachsten Toilette aus.

„Du kannst Dich darauf verlassen, liebe Philippine," sagte ihre Schwester, „es ist so, wie ich es Dir sage: Graf Malstädt ist ein hämischer Charakter. Während er Dir die harmlosesten Worte zu sagen scheint, mokirt er sich in seinem Innern über Deine Einfalt, an seine Bonhomie zu glauben. Er ist vom übelsten Einfluß auf den jungen Herzog, dessen angeborene Gutmüthigkeit er förmlich systematisch auszurotten sucht. Ich will nur hoffen, daß wir heute Abend von seiner Gegenwart verschont bleiben, schon wegen Esther. Du hast es wohl nicht bemerkt, mit welchen feinen Wendungen er sie gestern Abend verlegen zu machen suchte? Sie schien seine Absicht wohl zu ahnen, aber sie ist ihm natürlich nicht ge-

wachsen; doch könnte ich mir denken, daß sie es, bliebe sie hier, in dieser Schule bald lernen würde."

„Du machst mir förmlich Angst," erwiederte Philippine und wehte sich mit dem Fächer Kühlung zu. „Und die Prinzessin? Was sagst Du von der? Sie ist sehr freundlich gegen Esther — oder ist das auch Heuchelei?"

„Nein, das ist nur Laune. Prinzessin Leonie ist, wenigstens auf einige Zeit, wahrer Neigung fähig, ja ich glaube, daß Esther augenblicklich ihre Liebe besitzt. Auch unterhält es sie, dem armen Landfräulein Geschenke zu machen, es damit herauszuputzen, und die zuweilen vorkommenden Verstöße Esther's gegen die Hofetikette haben für sie etwas Pikantes und Neues." Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Vielleicht wäre es doch besser für Esther gewesen, wenn sie in Tossen geblieben wäre. Das Leben hier scheint für sie von größtem Reiz zu sein und ihr werdet dort an ihr einen unruhigen Kopf bekommen. Aber stille, ich höre sie."

Esther trat ein. Sie grüßte die beiden Schwestern leicht und überbrachte der Hofdame ein feines Billettchen.

„Von Fräulein von Erlen," sagte Ernestine.

„Vielleicht kommt die Prinzessin nicht." Allein nachdem sie es gelesen, sagte sie seufzend: „Im Gegentheil, sie hat es sich in den Kopf gesetzt, Charaden aufzuführen, wie Fräulein von Erlen sich ausdrückt: ‚maskirte Scherze' — und will dazu Garderobe schicken. Da ist nur zu gehorchen und liebenswürdig darauf einzugehen."

Während die Damen noch weiter diese Angelegenheit besprachen, durchschlenderte der Erbherzog mit Graf Malstädt Arm in Arm den durch bequeme Wege zum Park verwandelten Wald, welcher Schloß Weilheim auf der einen Hälfte umgrenzte. Der junge Herzog war seiner Schwester um fünf Jahre voraus. Er war von unansehnlicher Gestalt, seine Züge nicht unangenehm, allein zu wässerige blaue Augen gaben dem ohnehin farblosen Gesicht das Ansehen einer verblaßten Aquarelle. Sein Adjutant dagegen war von großer und eleganter Figur und hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht. Seine Augen waren von auffallender Lebendigkeit, ein kleiner dunkler Bart auf der Oberlippe markirte sehr vortheilhaft den hübschen Mund und die wohl konservirten Zähne, aber Stirne und Nase waren unbedeutend und beeinträchtigten die übrigen Schön-

heiten dieses Gesichts. — Er mußte soeben irgend eine Pikanterie gesagt haben, denn der Prinz blieb stehen und lachte unmäßig.

„Zum Teufel auch, mon cher ami, das wäre eine schöne Ueberraschung!“

„O, Sie können sich darauf verlassen, Hoheit! Dieser kleine Grasaffe verliert Sie nicht aus den Augen. Ja, es geht doch nichts über eine Einfalt vom Lande.“

„Aber aufrichtig, lieber Graf, dumm sieht das Mädel nicht aus — auf mein Wort! — Dagegen das sogenannte Vielliebchen —“

„Nun, die kommt direkt nach der Gänseblume. Elle est sotte comme un panier.“

Sie gingen einige Schritte weiter; der junge Prinz lächelte still vor sich hin. Dann blieb er wieder stehen. „Uebrigens amüsirt mich die Geschichte. Es ist etwas Neues und füllt die Zeit, bis die Herrschaften mit den Gästen wieder zurück sind, charmant aus. Haben Sie nicht gehört, Graf, wo man heute Abend ist? Meine Schwester ist übrigens von Ihrem, wie Sie sagen, ‚Grasaffen‘ sehr eingenommen, sie protegirt sie auf das Feurigste.“

„Nun ja, wie man mit Spielzeug wechselt.

Heute Abend, fragten Hoheit? — Fräulein von Erlen hat mir verrathen, daß man bei Fräulein Ernestine den Thee nehmen will und Prinzessin Leonie Charaden aufzuführen beabsichtigt. Sie will, mit einem Wort, ihre neue Puppe in mehreren Kostümen sehen."

„Ah, brillant! Wir werden uns natürlich einfinden. Kommen Sie, lieber Malstädt, lassen Sie uns rasch vom Gärtner ein paar Bouquets binden und uns durch diese duftigen Visitenkarten einen freundlichen Empfang bereiten."

„Aber die Vertheilung derselben, Hoheit!" sagte der Graf und blieb einen Augenblick stehen. „Die Götter sind neidisch, wie viel mehr nicht die Göttinnen! Es sind da viele schöne Hände vereint, wir müssen Rücksicht nehmen."

„C'est vrai, malheureusement! Sie überreichen meiner Schwester den Strauß — ich —"

„Hoheit, jedenfalls der Wirthin."

„Und die Einfalt vom Lande geht leer aus?"

„Man muß aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen! Es ist ja nicht damit gesagt, daß Hoheit nicht noch eine andere Gelegenheit finden werden, dem zarten Kinde eine schöne Rose allein zu über-

reichen — das ist noch viel pikanter, und ich bin sicher, man nimmt diese fürstliche Gabe mit nach Haus und legt sie zur ewig süßen Erinnerung in's Gesangbuch."

„Ein schöner Schluß!" lachte der Prinz.

„Landgebrauch, Hoheit."

Herzog Ludwig nahm des Grafen Arm und beide Herren begaben sich sofort nach dem Treibhause.

Es war acht Uhr, und mit dem Glockenschlag trat Prinzessin Leonie, von Fräulein von Erlen gefolgt, bei der Hofdame ein.

„Bon soir, mes chères dames!" sagte sie in bester Laune. „Präzis wie eine Marktfrau. Schmidt, bringen Sie den Korb herein. Sie erlauben doch, Fräulein von Tossen, daß ich mit meiner Waare eindringe? Oder — nein, nein, bringen Sie den Korb nicht — die Damen sollen nichts davon sehen. Fräulein von Erlen, Sie wissen ja, wie ich es wünsche, bitte, übernehmen Sie die Sache."

Fräulein von Erlen entfernte sich und die Prinzessin eilte auf die Damen zu, welche sich ehrfurchtsvoll verneigten. Esther stand bescheiden in einer Ecke des Zimmers.

„Kommen Sie hervor, petite!“ rief die Prinzessin. Sie zog aus ihrem Gürtel eine aufgeblühte Rose. „Diese ist für Sie. Das heißt, setzen Sie sich hübsch vor mir nieder, ich werde Ihnen diese Blume in Ihre Haare stecken. Fräulein Philippine, sagen Sie mir, wie Sie es am kleidsamsten für Ihre Nichte finden — so zur Seite oder mehr nach vorn, wie meine Jungfer das „à l'innocente“ nennt.“

Philippine verstand außerordentlich wenig von Toilette, sie fand es sehr kleidsam, obgleich es durchaus nicht der Fall war.

„An Ihrer Stelle, cherie,“ fuhr die Prinzessin fort, „würde ich mein Haar anders tragen. Warum nicht wie ich?“

Sie strich dem jungen Mädchen mit ihrer kleinen, fleischigen Hand die vollen Haare aus dem Gesicht. „Ja, so! wirklich, so!“

Esther's Wangen glühten, sie haßte diese Beschlagnahme ihrer Person. Die Hofdame bemerkte dieß und fragte daher, um die Prinzessin auf andere Gedanken zu bringen, ob sie nicht die Gnade haben wolle, erst eine Tasse Thee zu nehmen?

Im selben Augenblick trat auch Fräulein von

Erlen herein und meldete, daß Alles in Ordnung sei und der Lakai im Vorzimmer warte, im Falle Hoheit noch Etwas zu befehlen habe.

Die Prinzessin beschäftigte sich noch mit Esther, endlich wandte sie sich um: „Nein, danke, liebes Fräulein, er mag gehen."

Die Damen konnten endlich Platz nehmen. Esther war ihrer Tante behülflich, welche an einem Nebentisch den Thee selbst bereitete; sie präsentirte der kleinen Hoheit mit bescheidener Kindlichkeit die silberne Platte.

„Sie müssen einmal bei mir Hofdame werden, Fräulein von Tossen," sagte die Prinzessin, stellte ihre Tasse auf den Tisch und nahm dafür ihre goldene Lorgnette vor die Augen, die sie zuweilen gebrauchte, obgleich sie vortrefflich sah. „Würden Sie das gern thun?" fragte sie und betrachtete Esther genau.

„Hoheit sind sehr gnädig," entgegnete Esther. „Aber mein Onkel kann nicht ohne mich leben."

„Ah, le pauvre! ich hatte vergessen! Nicht wahr, er ist ganz blind! Nun, enfin, wir würden ihn auch kommen lassen, ich ließe einen Augenarzt rufen — überhaupt, was sagt Ihr Arzt? Welchen Arzt haben Sie? Haben Sie einen Hausarzt?"

Esther war eine solche Art des Ausfragens, ohne erst auf Antwort zu hören, ganz fremd. Einen Hausarzt? Man war ja nie in Tossen krank, und klagte irgend Jemand, so besaß Tante Sophie eine kleine Hausapotheke, aus welcher sie allerhand Mittel verordnete. Sie wußte noch nicht Bescheid auf diesem glatten Boden und antwortete daher aufrichtig: „Wir halten gar keinen Arzt und Onkel Walther ist seit seinem zehnten Jahre blind."

„Wissen Sie, Fräulein von Tossen," wandte sich die Prinzessin plötzlich zu der Hofdame, „ich werde einmal mit Ihnen nach Ihrem Gut reisen und Ihre Geschwister dort überraschen." Sie lachte vor Freuden hell auf. „Sie werden natürlich mitgehen, Fräulein von Erlen; wie weit ist es von hier?"

Dieser Plan war so ungeheuerlich, daß selbst Philippine vor Ueberraschung den Zwieback im Thee stecken ließ. Esther's Augen verriethen ohne Scheu den Schrecken ihres Herzens.

„Nach Tossen?" fragte sie mechanisch.

„Ja, zu Ihnen, nach Tossen. Sie fahren uns entgegen. Ist vielleicht ein Hotel in der Nähe? Denn wir können nicht so rasch zurück."

„Hoheit,“ nahm jetzt Fräulein Ernestine das Wort, „Tossen würde Sie nicht unterhalten und es ist weder ein Hotel in der Nähe, noch ist der Ort angenehm.“

„Mais c'est égal, ma chère, ist der Ort nicht angenehm, sind es doch die Personen, die ich dort sehen will.“

Esther hörte mit hochklopfendem Herzen diesem eigensinnigen Begehren der Prinzessin zu. Sie suchte rasch einen Plan zu entwerfen, um diese Niederlage zu verhindern, als man Stimmen im Vorzimmer hörte. Die Kammerjungfer öffnete die Thüre und trat mit zwei duftenden Bouquets ein; eines übergab sie der Prinzessin, das andere reichte sie ihrer Herrin, in jedem stak eine Visitenkarte.

„C'est touchant! c'est charmant!“ rief die Prinzessin und zog die Karte mit dem Namen des Grafen Malstädt hervor.

„Wie bescheiden! In Veilchen verborgen! Und wer steckt in Ihrer Rose, Fräulein von Tossen?“

„Hoheit, Herzog Ludwig.“

„Diese graziöse Idee!“ Die Prinzessin sprang auf. „Bitte, Fräulein von Erlen, lassen Sie die Herren hereinkommen! — Nicht wahr, Sie sind

damit einverstanden?“ wandte sie sich an Ernestine.

Fräulein von Erlen eilte, dem Befehle nachzukommen, und beide Kavaliere standen bald darauf im Zimmer. Der junge Herzog verbeugte sich vor der Hofdame, Graf Malstädt vor der Prinzessin, darnach begrüßte man die übrigen Damen.

„Wir stören hoffentlich nicht?“ sagte der Erbprinz, sich neben Fräulein Ernestine niederlassend. „Das Verlangen, die Damen zu sehen, ließ uns diese Möglichkeit übersehen.“

Ehe die Hofdame geantwortet, rief die Prinzessin: „Im Gegentheil, die Herren sind sehr erwünscht und stören gar nicht.“

Graf Malstädt war bis jetzt bescheiden an der Thür stehen geblieben. Die Prinzessin winkte ihn an ihre Seite.

„Setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, Herr Graf,“ sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Sie könnten mir einen kleinen Dienst erweisen.“

„Ich stehe zu Befehl, Hoheit.“

„Ich habe es mir nämlich in den Kopf gesetzt,“ flüsterte sie ihm zu „heute Abend ein paar Charaden aufzuführen. Fräulein von Erlen hat mir einige

Vorschläge gemacht, aber ich finde sie nicht nach meinem Wunsch; überhaupt weiß ich mit der Sache keinen rechten Anfang zu machen! Vor allen Dingen möchte ich Esther mit beschäftigen."

„Eine Kleinigkeit, Hoheit!" rief er, einen Augenblick nachdenkend; und als gewandter Hofmann genau wissend, wie leicht die Aufgabe sein müsse, und zugleich seinen Zweck verfolgend, den Prinzen in Esther's Nähe zu bringen, entwarf er mit kurzen Worten den Plan der bekannten Charade: „Dornröschen". Als er geendet, rief die Prinzessin wahrhaft entzückt: „Herrlich, lieber Graf, nun brauche ich keine weitere Hülfe! Aber wird es mein Bruder thun? Vous savez, il est un peu entêté."

„Ohne Frage! Der Prinz hat ja die angenehmste Rolle der Welt: ein stummer Bewunderer."

„Bitte, wollen Sie dieß dem Prinzen ein wenig zart vortragen? Ich werde Esther und Fräulein von Erlen mit mir nehmen, damit wir sogleich beginnen."

Sie eilte auf beide Damen zu, wechselte mit denselben einige Worte und verschwand mit ihnen im Vorzimmer.

Graf Malstädt fing den ängstlichen Blick auf,

welchen die Hofdame ihrer Nichte nachsandte. Wie lange hatte er schon nach einer Gelegenheit gesucht, diesem Mädchen, dessen Einfluß ihm bei der Herzogin schon so viel geschadet hatte und das ihm nur stets mit der abweisendsten Kälte begegnete, diesen „Tugendhochmuth", wie er es nannte, zu vergelten. Durch Esther hoffte er die Gelegenheit dazu zu erringen. In ihrem Wesen, in ihren Mienen hatte sich ihm ihre Eitelkeit, der Aerger, daß sie arm und dadurch gezwungen, im Hintergrund zu bleiben, sofort geoffenbart und er hoffte, durch die Gunst der herzoglichen Geschwister für sie es dahin zu bringen, diese gefährlichen Eigenschaften bei ihr noch zu größerer Reife zu fördern. Er hatte es längst beschlossen, den Prinzen, wie seine Schwester, dafür zu stimmen, sie als ein joujou, als charmante Unterhaltung für den kommenden Winter, nach der Residenz einzuladen. Es war ein so verlockender Plan, dessen Tragweite er noch nicht einmal ganz zu übersehen vermochte.

Er ging auf Ernestine zu. „Ich bitte um gnädige Strafe, mein Fräulein," sagte er, sich leicht verbeugend, „mich noch nicht entschuldigt zu haben, daß ich als ungebetener Gast erschien, allein Prinzessin Leonie —"

Ernestine sah kalt zu ihm auf. „Herr Graf, Sie sind als Kavalier des Erbprinzen stets willkommen.“

Graf Malstädt wandte sich zu seinem Herrn, welcher ein paar Worte mit Philippine ausgetauscht hatte. „Hoheit, darf ich nur um einen Augenblick Gehör bitten?“

Die Hofdame setzte sich zu ihrer Schwester.

„Es wäre mir sehr lieb gewesen, Du wärest mit Esther gegangen.“

„Gutes Kind,“ sagte Philippine erstaunt, „wie sollte ich? Das Fräulein ist ja gewünscht.“

Ernestine seufzte und sah nach den beiden Herren, welche eines ihrer Albums genommen, jedoch bloß zum Scheine, denn sie blätterten nur darin, während sie sich auf das Heiterste unterhielten.

„Der Augenblick für die Rose ist hiemit gekommen, Hoheit; Sie werden einem jungen Mädchen ein sehnsüchtiges Herz mit in die Einsamkeit geben. Uebrigens nehme ich in Betreff des Fräuleins mein Urtheil zurück — die Kleine ist wirklich nicht übel.“

Fräulein von Erlen kam zurück, sie flüsterte Einiges mit der Hofdame und der Blumentisch ward

entfernt. Graf Malstädt sah dieß als ein Zeichen der Annahme seines Vorschlags an.

Nach einer kurzen Pause öffnete sich die Thür. Man hatte das Vorzimmer rasch mit einigen passenden Möbeln versehen und die kleine Prinzessin nahm sich an dem Blumentisch ganz gut aus. Das „Au, ein Dorn!" stieß sie kühn hervor und zog denselben mit gut geheucheltem Schmerz aus dem Finger. Man applaudirte und that ihr den Gefallen, nicht gleich zu sagen, was Alle längst errathen und wußten.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür abermals. War es zu leugnen? Es war ein liebliches Bild! Esther, mit einigen eleganten Requisiten aus der herzoglichen Garderobe, war zu einem graziösen Mädchen verwandelt; das schwarze Sammetband mit dem Diamantstern der Prinzessin schmückte ihren schönen Hals, die dicken Tossener Schuhe waren verschwunden und ein paar feine Saffianpantoffeln der Prinzessin zeigten, daß sie einen schmalen, gut geformten Fuß hatte. Sie hob ihren Kopf empor, um zu sagen: „Du wolltest mir ein Gedicht vorlesen?" — Die Verlegenheit, ihre Stimme so laut zu hören, übergoß ihr sonst bleiches Gesicht mit einer zarten Röthe.

Graf Malstädt war so frappirt von diesem Effekt, daß er ganz vergaß, dem neben ihm sitzenden Erbprinzen irgend eine boshafte Bemerkung darüber zuzuflüstern. — Prinzessin Leonie, ein wenig zu roth und sehr verlegen, da sie die Verse ablesen mußte, diente ihr zur Folie.

„Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden!" — —

Die Thür schloß sich unter dem Bravo des kleinen Auditoriums.

Die Hofdame war beruhigt, die Sache verlief harmlos.

Das Schlußbild, Dornröschen, war natürlich die Prinzessin. Aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen erhob sich der Erbprinz und sich verneigend, sagte er lächelnd: „Ein wichtiges Geschäft zwingt mich leider, mich zu entfernen."

Noch ehe Ernestine sich erhoben, war er verschwunden.

Ihre erstaunten Blicke gewahrend, sagte Graf Malstädt: „Nur nicht so besorgt, meine Damen, wir befinden uns ja vor einem Räthsel."

„Ich will nur einen Augenblick nach der Prin-

zessin sehen," flüsterte Fräulein von Erlen und verließ das Zimmer.

Die drei Zurückbleibenden suchten so gut als möglich die entstandene Pause in harmlosem Gespräch auszufüllen. Endlich hörte man Stimmen. Die Hofdame sah erwartungsvoll nach der Thüre des Nebenzimmers. Sie öffnete sich, aber nicht Esther trat ein, sondern die Prinzessin, gefolgt von ihrer Hofdame. Ernestine erhob sich. „Wo ist meine Nichte?" fragte sie schnell.

„Nirgends! Verschwunden!" rief die Prinzessin und nahm lachend neben ihr Platz. „Man darf jetzt nicht fragen, liebes Fräulein, nur sehen." Sie klatschte in die Hand. Sogleich öffnete sich die Thür.

Esther lag auf einem Ruhebett, verhüllt mit duftigen Stoffen; ihr langes dunkles Haar hing, theilweise geflochten, theilweise aufgelöst, zur Erde herab. Man hatte unbarmherzig den Blumentisch der Hofdame geplündert, um das junge Mädchen damit zu schmücken. Prinz Ludwig stand ziemlich dicht vor ihr, so gut wie möglich in die der Zeit entsprechenden Kleider gesteckt. Die Bewunderung, welche er vorschriftsmäßig beim Anblick Dornröschens ausdrücken mußte, lag unverholen in seinen Blicken.

Die Prinzessin applaudirte mit dem größten Eifer. „Ihnen gilt hauptsächlich diese Ehre, Graf Malstädt!“ rief sie entzückt.

Er lächelte Ernestine zu. „Ihre Nichte, gnädiges Fräulein, ist nicht allein verzaubert,“ sagte er heiter, „sie bezaubert auch. Sehen Sie, bitte, den Prinzen! Seine Rolle wird bei ihm zur Wirklichkeit.“

Die Thüre schloß sich.

„Meine Nichte ist ein halbes Kind,“ sagte Ernestine gereizt. „Ich möchte fast bedauern, daß man sie so beachtet.“

Prinzessin Leonie hatte die Worte vernommen. „Fräulein Esther ist achtzehn Jahre alt, ich bin erst siebenzehn — also ist sie ein Jahr älter als ich und ich rechne mich durchaus nicht mehr zu den Kindern.“

„Hoheit werden mir zugeben, daß die Verhältnisse mit zur Reife des Charakters beitragen.“

„Anstatt mir Komplimente zu machen, erfahre ich nichts als Tadel.“ Die kleine Hoheit wandte sich an Philippine. „Und Sie, liebes Fräulein, wie fanden Sie das Dornröschen? Sie hatten es ja wohl errathen.“

„Es war ganz reizend! Ich kann es nicht anders sagen, als ich es empfinde.“

Die Prinzessin eilte auf sie zu und küßte sie auf die Stirn. „Nicht wahr, Sie sind nicht ärgerlich über die Reize Ihrer Nichte?"

Die Hofdame trat näher und erfaßte die Hand der Prinzessin, sie leicht an ihre Lippen führend: „Hoheit trennen hoffentlich die Dankbarkeit von dem Wunsch, Esther eine bescheidene Rolle spielen zu sehen?"

„Tanten sind immer eifersüchtig," bemerkte Graf Malstädt.

„Aber ich werde mich der Nichte annehmen," erwiederte die Prinzessin und in ihr Gesicht legte sich ein Zug des Stolzes.

Ernestine bemerkte es wohl, allein die Sorge um Esther's langes Ausbleiben wie das des Erbprinzen machte sie dagegen gleichgültig. Endlich erschien dieselbe, vom Prinzen gefolgt. Man begrüßte Beide auf das Freundlichste und Esther schien über ihren Erfolg erfreut. Daß sich ihre Tante sichtlich kühl dagegen verhielt, bemerkte sie wohl, aber es machte auf sie keinen Eindruck, denn was diese befürchtete, daß sie, berauscht von den ungewöhnlichen Verhältnissen, sich thörichten Hoffnungen hingeben würde hinsichtlich der Zuneigung des Prinzen, war

bei ihr nicht der Fall, da ihr Herz vollkommen theilnahmlos blieb.

Graf Malstädt's Stimmung nahm einen immer höheren Wärmegrad an, je mehr er die üble Laune der Hofdame bemerkte. Der Erbprinz näherte sich indessen Esther, während der Graf die anderen Damen unterhielt.

„Sie haben nicht fest geschlafen, gnädiges Fräulein," sagte er leise zu ihr. „Ich habe Sie scharf beobachtet."

Esther wandte sich rasch zu ihm. „Ich denke, Hoheit, das Ganze sollte ja auch nur ein Scherz sein!" Sie hatte ein eigenes, pikantes Lächeln, die Lippen zogen sich fein zusammen, wie ihre Augen, so vornehm und kalt, was aber dem jugendlichen Gesicht einen besondern Reiz verlieh. Der Erbprinz empfand dieß, und ein solcher Augenblick gibt oft dem elektrischen Funken das Leben, welcher die Liebe in einem jungen Herzen entzündet.

Die kleine Gesellschaft war jetzt in die beste Laune versetzt und man fuhr fort, unter Lachen und Scherzen den Rest des Abends zu verbringen. Die Prinzessin schien es ganz zu vergessen, daß sie den Aufbruch machen mußte. Tante Philippine und

Fräulein von Erlen unterdrückten bereits ein leises Gähnen, als die Prinzessin sich endlich erhob und erklärte, daß die Zeit da wäre, den Abend zu beschließen, obgleich er so reizend sei.

„Wahrhaftig," wandte sie sich beim Abschied an Graf Malstädt, „Ihrem Rath verdanken wir hauptsächlich die frohen Stunden."

Er verbeugte sich und erwiederte scherzend: „Hoheit, nicht Wünschelruthe, nicht Alraune, die beste Zauberei liegt in der guten Laune."

Alles lachte und der Erbprinz rief, er wolle sich diese Worte über seine Thür schreiben lassen, dann würde man ihn hoffentlich mit trüben Gesichtern verschonen.

Die Damen verneigten sich und die Herren folgten ihnen.

„Das junge Mädchen ist ein ungeschliffener Diamant," sagte der Erbprinz, als er am Arm seines Begleiters aus der Wohnung der Hofdame trat.

„Hoheit haben das richtigste Urtheil von der Welt," erwiederte der Graf. „Indessen die Bedingungen, einen Edelstein glänzend zu machen, sind ja da, es muß nur die Gelegenheit gegeben werden,

ihn zu schleifen. Es ist wahr, in diesem Mädchen liegt viel verborgen, um die feinen Lippen spielt zuweilen ein geheimnißvoller Zug, sie ist ladylike, obgleich sie in Dorfkleidern steckt, aber das sind ja Kleinigkeiten, die mit wenigen Mitteln zu beseitigen wären, besonders da die Kleine eitel ist wie ein Pfau."

Es trat eine Pause ein, Beide schritten langsam weiter. Plötzlich sagte der Prinz: „Wissen Sie, Graf, was ich thun werde? Ich werde es bewerkstelligen, daß dieß Mädchen nächsten Winter in die Residenz kommt. Wir wollen uns mit dieser aufblühenden Schönheit amüsiren."

Graf Malstädt lachte. „Hoheit haben nur zu befehlen, ich werde Alles thun, diese kleine Unterhaltung zu bewerkstelligen."

Er wollte sich mit dieser angenehmen Versicherung verabschieden, aber der Prinz nahm ihn an der Hand und zog ihn mit in die Thüre.

„Lassen Sie uns bei einer guten Cigarre oben bei mir weiter plaudern," rief er heiter. Die Thür schloß sich und der Adjutant folgte seinem Herrn die Treppe hinauf. —

Die Hofdame schlief mit ihrer Schwester in demselben Zimmer, Esther allein. Die Garderobe=

sachen, welche die Prinzessin herübergeschickt, hatte man in Esther's Schlafzimmer hingelegt. Esther schob den Riegel vor die Thür und begann nun mit dem größten Interesse in diesem Vorrath von Spitzen, Stoffen, Bändern und unechten Schmucksachen zu kramen. Welch' unbekannte Schätze zeigten sich da ihren neugierigen Blicken! Zuweilen Dinge, deren Gebrauchsweise sie nicht einmal kannte. Ein goldener Reif mit großen Steinen besetzt — sie konnte nicht widerstehen, nahm die beiden brennenden Lichter, trug sie auf die Toilette vor den Spiegel und legte den Schmuck um ihren schmalen Kopf. Die jugendliche weiße Stirn schimmerte darunter, das schwarze Haar hob den Glanz des Goldreifs. Nach einer Weile legte sie ihn ab und wechselte nun in rascher Folge mit Perlen und Ketten, die sie bald durch die Zöpfe zog, bald um Hals und Arme schlang. Rothen Atlaß, blauen Sammet mit Flittern benäht, drapirte sie mit angeborner Geschicklichkeit um ihre Schultern — sie badete sich förmlich in diesem Genuß der Eitelkeit. Der feine Hals bog sich anmuthig zurück, das Diadem aus falschen Rubinen umfing den Kopf wie darauf gegossen. „Ja," sagte sie und ein für so große

Jugend unheimlich stolzer Blick sah in den Spiegel, „mit solchem Glanz hier auftreten, wäre eine Lust! Keiner von ihnen sollte mir zu nahe kommen! Ich wollte ihnen ihre höhnischen Blicke zurückgeben, denn ich fühl's, trotz all' ihrer Freundlichkeit glauben sie sich mit mir amüsiren zu können! Ja, das dumme Landmädchen, das arme Fräulein von Tossen, man kann seinen Spaß mit ihr haben; das lese ich dem schönen Grafen aus den Augen, wenn er auch das Gegentheil sagt. Aber der Prinz sollte es wagen," rief sie plötzlich und eine dunkle Röthe färbte ihre Wangen — „mir unehrerbietig zu nahen!" Einen Augenblick sann sie nach, dann sagte sie rasch: „Oder — ich wollte, er wagte es, damit ich ihm beweisen könnte, daß ich den Wahlspruch der Tossen nicht vergessen: ‚Berühr' mich nicht!'" — — Sie warf plötzlich alle die schönen Garderobestücke zornig in den Korb. „Da — dich auch," murmelte sie zwischen den Zähnen, und die Rose, welche ihr der Prinz auf den Rath seines Freundes gereicht, fiel zwischen den falschen Schmuck, anstatt daß sie, wie Dieser prophezeit, ihr duftiges Dasein in einem Gesangbuch enden sollte.

Fünftes Kapitel.

Beware of all, but most beware of man!—Pope.
(Rape of the lock.)

Es war vier Tage nach diesem Abend. — Esther lag im Fenster ihrer Tante und sah mit Neugier dem regen Treiben zu, welches die hin und her laufende Dienerschaft vor ihr entfaltete. Der Hof wurde erwartet, die Gäste kamen einen Tag später, man war nur vorausgeeilt, um sie würdig empfangen zu können.

Seit der kleinen Soirée bei der Hofdame hatte man sich wenig gesehen, weil die Prinzessin sich erkältet hatte und das Zimmer hüten mußte. Sie durfte nicht einmal die Damen empfangen; der herbeigeholte Arzt hatte es untersagt, weil sie etwas fieberte. Den beiden Schwestern war diese Pause

ganz angenehm, sie konnten so mehr sich selbst leben und Esther bewachen.

Einer der Lakaien kam jetzt über den Weg und brachte Zeitungen und Briefe für die Hofdame. Esther nahm sie einstweilen von der Kammerjungfer für ihre Tante in Empfang, welche mit Philippine in's Schloß gegangen war, um sich nach dem Befinden der Prinzessin zu erkundigen. Unter den Briefen war einer von Tante Sophie. Esther sah lange die geraden, reinlichen Buchstaben an. „Sie wird schreiben, wann wir zurückkommen sollen," dachte sie. Ein eigenes Gefühl von Beklommenheit kam über sie. Das Leben in Tossen! — war es denn überhaupt ein Leben zu nennen? — Ein Tag wie der andere, — Wochen gingen vorüber und ließen keine Spur der Erinnerung zurück. Sie versank in tiefes Träumen, bis sie durch die Stimmen ihrer Tanten aufgeschreckt wurde, welche eben in das Vorzimmer getreten waren. Fräulein Ernestine überbrachte ihr einen Blumenstrauß, den ihr die Prinzessin mit dem Wunsche sandte, sie morgen, wenn irgend möglich, zu sehen. Die Hofdame überblickte die Briefe.

„Da sehe ich einen von Tossen!" sagte Philippine eifrig.

„Bitte, lies ihn laut," bat die Hofdame.

Philippine gehorchte.

„Liebe Geschwister! Zwei Wochen sind nun bereits verflossen, seit Philippine und Esther uns verlassen. Vierzehn Tage waren ja wohl die bestimmte Zeit der Abwesenheit, wenn ich sie nun um einen Tag kürze, wird es wohl nicht ungnädig aufgenommen werden. Die Gründe will ich sogleich anführen. Es sind einfach die, daß ich für nächste Woche Arbeiter bestellt habe, um eine Reparatur im Haus und im Stall vorzunehmen und ich Walther dabei unmöglich allein dem Hunde anvertrauen kann; Martin kann außerdem die Pferde nur noch zwei Tage entbehren, es ist also bestimmt, daß er morgen Abend in Reith sein wird, die Pferde dort die Nacht ruhen läßt, und ihr müßtet dann andern Morgens zeitig von Weilheim aufbrechen, um zur rechten Stunde für ihn anzulangen. Für die letzten Briefe war ich sehr dankbar, euch und der Vorsehung, denn sie enthielten nur Gutes! Walther schickt die freundlichsten Grüße. Ich bleibe stets eure treue Schwester Sophie."

„Die Zeit ist so rasch vergangen," sagte Fräulein Philippine und faltete den Brief langsam zu-

sammen. „Ich wollte nicht klagen, wäre nicht immer eine so lange Pause, ehe man sich wiedersieht.“

Esther zupfte in Gedanken an den Blumen, welche ihr die Prinzessin gesandt.

„Nicht wahr, Herzkind, Dir ist auch wehe um's Herz, wieder in das alte trockene Leben zu müssen?“ — Sie strich ihrer Nichte über die Stirn. Die Hofdame legte ihren Arm um ihre Schwester und blickte ihr liebevoll in die treuen Augen. „Nein, Philippine, das soll anders werden, ich werde mir bald einmal Urlaub nehmen und zu euch kommen.“ Sie wandte sich an Esther. „Weißt Du, unter diesen Verhältnissen wird es am besten sein, mein Kind, Du ziehst Dich um und machst jetzt Deinen Besuch bei der Prinzessin, um ihr zu danken und zugleich mitzutheilen, daß Du auf den Wunsch Deiner Tante abreisen müßtest und das zwar morgen früh. Philippine, Du gibst morgen nur eine Karte bei Fräulein von Erlen ab; die Prinzessin wird es Dich dann wissen lassen, ob sie Dich noch einmal zu sehen wünscht.“

Eine halbe Stunde darnach ging Esther nach den Gemächern der Prinzessin.

„Darf ich bitten, mich bei Fräulein von Erlen zu melden," sagte sie einem Lakai, welcher an ihr vorübereilte.

„Das gnädige Fräulein wohnen hier in den nächsten Zimmern; ich werde sogleich die Jungfer schicken."

Er eilte davon, und bald erschien ein hübsches Mädchen, das höflich nach Esther's Begehren fragte.

„Fräulein Esther von Tossen wünscht ihren Abschiedsbesuch zu machen." — Karten besaß sie nicht, es mußte auch ohne diese gehen.

Die Kammerjungfer entfernte sich rasch und kehrte sogleich mit der Bitte zurück, gefälligst einzutreten.

Fräulein von Erlen kam ihr sehr freundlich entgegen.

„Einen Abschiedsbesuch?" fragte sie erstaunt. „So unerwartet? — Was wird Hoheit dazu sagen?"

„Tante Sophie hat geschrieben. Der Wagen erwartet uns übermorgen früh schon in Reith. Wir müssen uns ihren Einrichtungen fügen. Ich möchte Hoheit noch heut Abend Lebewohl sagen, da Tante Ernestine glaubt, es könnte morgen Schwierigkeiten machen, sie zu sehen."

„Ja wohl, liebes Fräulein, da hat Ihre Tante vollkommen Recht. Hoheit ist noch immer sehr angegriffen, ich will aber sogleich zu ihr und Sie anmelden.“

Esther blieb wieder allein und zwar ziemlich lang. Endlich kam Fräulein von Erlen zurück und bat sie, ihr zu folgen. „Doch bitte ich Sie, liebes Fräulein,“ flüsterte sie ihr leise zu, als sie an dem Zimmer der Prinzessin angelangt, „nicht zu lange zu bleiben, denn wenn es auch der Wunsch von Hoheit wäre, Sie wissen, wie aufgeregt sie ist, und ich wünschte so sehnlich, daß die Herrschaften sie ziemlich hergestellt fänden.“

„Ich komme nur, um Lebewohl zu sagen,“ erwiederte Esther, und ein stolzer Blick aus den halbgeschlossenen Augen glitt zu Fräulein von Erlen.

Die Prinzessin lag auf einer Chaiselongue. Sie war kaum aus den vielen rosa Kissen und Decken herauszufinden, welche man ihr zu Haupt und Füßen gelegt; neben sich hatte sie einen sogenannten Betttisch stehen, dessen Platte man über das Bett legt, damit der Patient bequem auf derselben arbeiten oder Speisen einnehmen könne.

Sie war soeben im Begriff, Letzteres zu thun.

Aus einer zierlichen silbernen Terrine stieg der Dampf einer Suppe empor und in einem silbernen Korb lagen ein paar Brödchen.

„Bon soir, bon soir!“ rief sie Esther zu, als diese eingetreten. „Endlich erscheinen Sie einmal! Warum machen Sie sich so selten? Bitte, Fräulein von Erlen, schieben Sie einen Sessel für das Fräulein neben mich. Ich kann Sie nicht bitten, mit mir zu soupiren — Krankenkost! Aber, Fräulein von Erlen, dürfte ich Sie ersuchen, einige Erfrischungen heraufkommen zu lassen? Fräulein Esther liebt Obst, ich weiß es.“

Die Hofdame entfernte sich und Esther nahm den ihr dargebotenen Platz ein. „Hoheit, ich komme nur allein, um mich zu verabschieden; übermorgen gehe ich mit Tante Philippine wieder nach Tossen zurück.“

Die Prinzessin machte ein ärgerliches Gesicht. „Davon will ich durchaus nichts hören! Fräulein von Erlen hat mir davon gesprochen, aber ich protestire dagegen, wir werden das durchaus nicht zugeben! Was ist denn in dem stillen Ort arrivirt, daß Sie uns verlassen müssen?“

Esther erröthete; sie dachte, was die Prinzessin

wohl zu den Gründen sagen würde, welche Tante Sophie angegeben. Sie nannte nur den einen, daß ihr Onkel zu sehr verlassen sei.

„Ah bah!“ machte die kleine Hoheit unwillig, indem sie eines ihrer Kissen heftig zurückschob. „Er könnte wohl ein wenig Geduld haben! Sie sind ja kaum einige Tage hier! Ich hatte es mir so hübsch gedacht, Sie Mama vorzustellen!“

Sie wollte ihrem Zorn noch weiter in Worten Ausdruck geben, als Fräulein von Erlen mit einem Teller voll Erdbeeren eintrat. Ihr kleines rundes Gesicht erheiterte sich. „Que vous êtes aimable!“ nickte sie dieser zu. „Die Früchte selbst zu bringen!“ —

Fräulein von Erlen arrangirte Alles, um Esther die Erdbeeren bequem genießen zu machen, welche dieses mit großer Bescheidenheit that.

„Also wirklich, Sie sind ungehorsam?“ fragte die Prinzessin nach einer Weile Nachdenkens. „Sie wissen doch, daß man dafür gestraft wird! Und da Sie also gegen meinen Wunsch gehandelt, werden Sie diesen Winter einige Wochen in die Residenz kommen zur Strafe, — ja, da lächeln Sie und werden roth wie Ihre Erdbeeren, es ist aber

mein Ernst! Mein Bruder soll und will mit Ihnen tanzen!"

Esther's Hand zitterte — tanzen, auf einem Hofball tanzen! Bei diesem Gedanken stand Tante Sophie so deutlich vor ihr mit ihrem spöttischen Zug um Aug' und Mund. Sie erwiederte sogleich:

„Hoheit sind sehr gnädig, und ich würde mich unendlich darauf freuen, wenn es möglich sein könnte."

Prinzessin Leonie hatte eben einen Löffel voll Suppe in den Mund genommen. Nachdem sie diese hinuntergeschluckt, sagte sie sehr entschieden: „Ich wünsche es und dann wird es geschehen."

Fräulein von Erlen sah zum Fenster hinaus und lächelte; er klang so komisch, dieser siebenzehnjährige Uebermuth!

„Liebes Fräulein, was stehen Sie am Fenster!" rief die Prinzessin. „Bitte, setzen Sie sich zu uns, aller guten Dinge sind drei! Außerdem habe ich mein kopioses Mahl beendet."

Fräulein von Erlen trat eben einen Schritt vom Fenster zurück und rief: „Da sehe ich Fräulein Elmenreich mit dem Gepäckwagen in den Hof fahren,

dann kommen die Herrschaften sicherlich auch heut Abend."

Esther sprang auf.

„Irren Sie sich nicht, Fräulein von Erlen?" sagte die Prinzessin und richtete sich auf.

„Nein, Hoheit, die Wagen halten bereits vor dem kleinen Haus."

„Schon heut Abend!" seufzte die Prinzessin.

Esther ergriff leise ihre Hand und küßte sie. „Hoheit, ich danke unterthänigst für die große Güte und —"

„Sie haben für nichts zu danken, liebes Fräulein," unterbrach sie die Prinzessin, „für gar nichts! Ich habe Sie sehr lieb gewonnen, und kann mich nur über Ihr Weggehen trösten, weil ich bestimmt darauf rechne, Sie bald wiederzusehen."

Sie küßte Esther auf die jungen Lippen, legte sich dann in ihre Kissen zurück und nickte ihr freundlich zu, als sie sich an der Thür nochmals tief verneigte.

Esther eilte den langen Gang herab. An dem ersten Treppenabsatz begegnete ihr Graf Malstädt. Grüßend wollte sie an ihm vorübergehen, aber er trat ihr in den Weg.

„Gnädiges Fräulein kommen gewiß von der Prinzessin? — Darf ich fragen, wie es Hoheit geht?“

Esther war verlegen; sie war es noch nicht gewöhnt, mit Herren allein zu reden, der blasirte Hofmann bemerkte es, und es war für ihn ein Genuß, wie wenn ein Gourmand plötzlich eine neue wohlschmeckende Speise entdeckt. Er weidete sich an dem jugendlich erröthenden Gesicht.

„Hoheit geht es besser, ich habe ihr Lebewohl gesagt.“

„Was! wie! Sie wollten uns verlassen! Jetzt, wo wir die elegante Welt erwarten? wo es sich hier erst belebt? Die Prinzessin wird das nicht erlauben, Dornröschen hat uns Alle bezaubert.“ Er faßte rasch nach Esther's Hand, und ehe sie es verhindern konnte, preßte er nicht auf ihren Handschuh, sondern auf ihren Arm einen langen, glühenden Kuß. „Röslein wehrte sich und stach, half ihr doch kein Weh' und Ach, mußt' es eben leiden!“ flüsterte er leise und gab endlich ihre Hand frei. Dann, leichthin grüßend, eilte er den Weg herauf, den sie eben gekommen.

Esther stand einen Augenblick wie betäubt. Was

konnte diesen Mann veranlassen, sie so frech, so geringschätzend zu behandeln! — Ihre Tante hatte freilich oft genug über sein rücksichtsloses, freies Benehmen geklagt, aber nie erwähnt, daß er es sich gegen sie erlaubt. Was hatte sie gethan, daß er es bei ihr gewagt? — Thränen traten in ihre Augen, hätte sie es doch aus ihrem Gedächtniß verwischen können, daß die Lippen dieses Mannes sie berührt! — Leiden und Erfahrungen entwickeln den Charakter früh und rufen die Leidenschaften wach. Ihre Hände zitterten noch, wie sie über den Schloßhof ging; als sie an dem Springbrunnen vorüberkam, welcher seinen Wasserstrahl aus dem Mund eines Bacchus emporspritzte, tauchte sie ihr Taschentuch in das Wasser und wusch die Stelle, auf welcher der Kuß ihrem Gefühle nach noch brannte. Sie glaubte, Niemand sei Zeuge von diesem Akt sinnbildlicher Reinigung, indessen beobachteten sie gerade die Augen des Mannes, dessen Lippen sie frecherweise berührt. Diese Lippen verzogen sich jetzt zu einem höhnischen Lächeln. — „Die Einfalt vom Lande!“ murmelte er leise. „Sie wird späterhin diese Wasserkuren unterlassen!“

Sechstes Kapitel.

Dumain: Mein Herr, ein einziges Wort!
Sagt an, wer ist die Dame? —
Liebes Leid und Lust.

Es war August. — Auf dem großen Hof, den die Wirthschaftsgebäude des Herrenhauses der Familie Tossen umgaben, war reges Leben. Fräulein Sophie stand in der Thüre und beobachtete aufmerksam die Leute, welche sich in verschiedener Arbeit dort bewegten. Sie hatte Arbeiterinnen genommen, um alle Räume des Hauses, besonders die Vorraths- und Milchkammern, reinigen zu lassen. Die Reihen gescheuerter Milchkannen standen in einer langen, glänzenden Kette auf hölzernen Bänken an der Mauer, und der Bursche, welcher die Milch in das eine Stunde entfernt liegende Städtchen Schmelte allabendlich führte, putzte ebenfalls an seinem Wagen

und Geschirr herum. Die Sonne ruhte mit ihrer ganzen Glut auf Haus und Hof, und mancher Schweißtropfen rann bei der Arbeit von der warmen Stirn auf die geschäftige Hand.

In der Jasminlaube im Garten lag der blinde Baron schlummernd auf einer Bank. Ihm gegenüber saß Philippine. Er hatte das Unglück gehabt, in der Abwesenheit seiner Schwester und Nichte, bei einem von ihm allein unternommenen Spaziergang zu fallen und sich dabei zu beschädigen. — Tante Philippine trug den Aufenthalt am Hof noch als eine angenehme Erinnerung im Herzen, und der Gedanke an den Wunsch, den die Prinzessin bei ihrem Abschiedsbesuch auch gegen sie ausgesprochen, sie mit ihrer Nichte im Winter wiederzusehen, erfüllte sie mit Wohlbehagen. Ganz gegen alle Erwartung hatte Fräulein Sophie, als man ihr von diesem Plan der Prinzessin erzählte, sich nicht dagegen erklärt; Esther sah also eine Möglichkeit voraus, daß derselbe in Erfüllung gehen werde und so wollte sie sich mit Allem, was zu diesem Aufenthalt nöthig war, so gut als möglich im Voraus versehen. Vor allen Dingen, fühlte sie, mangelten ihr die Kenntnisse der französischen Sprache; sie

hatte sehr oft auf der Prinzessin Fragen, die dieselbe meist französisch stellte, nur mit einem verlegenen Lächeln geantwortet, da sie dieselben nicht verstanden, und solche Niederlagen wollte sie durchaus vermeiden. Sie bemühte sich daher jeden Tag, so weit als möglich sich in dieser Sprache weiter zu bilden.

Esther hatte sich, nachdem ihr Onkel eingeschlummert war, aus der Laube entfernt und, mit einem Buche in der Tasche und ihrem großen Strohhut auf dem Kopf, nach ihrem Lieblingsplatz begeben „auf der Lichtenhöh". Als sie eine Weile weitergegangen war, zog sie das Buch aus ihrer Tasche und begann sich daraus laut französische Vokabeln abzuhören. Ganz vertieft in ihr Studium, hörte sie erst, als die Pferde dicht hinter ihr waren, daß ein Wagen den steilen Weg heraufkam, der sich zwischen Hecken nach der Chaussee zog. Als sie zur Seite trat, um ihn vorüber zu lassen, rief Jemand ihren Namen. Gleich darauf hielt der Wagen.

„Bitte, einen Augenblick."

Aus dem Wagen sah das freundliche Gesicht des Advokaten Günther. Esther trat näher.

„Liebstes gnädiges Fräulein, sehen Sie hier —" er zog einen Brief aus einem Pack Papier, welcher

neben ihm auf dem Sitz lag — „wollten und könnten Sie dieß Briefchen mitnehmen? An Fräulein Sophie. Es ist besser, sie erhält es noch heute Abend, als morgen erst durch den alten Kropf, ich konnte keinen Umweg mehr machen, um es selbst abzugeben.“

Esther hatte, währenddem Herr Günther mit ihr gesprochen, aufmerksam in die dunkle Ecke des Wagens gesehen; sie hatte eine kleine weibliche Gestalt entdeckt, welche, trotz der Sonnenhitze, in Decken und Tücher völlig vergraben war, ja sogar über den mächtigen großen Hut hing noch ein langer, dichter Schleier. Plötzlich fragte eine Stimme hinter demselben: „Wer ist das junge Blut?“

„Sieh', sieh'!“ lachte Herr Günther. „Fräulein von Uern, was für ein scharfes Auge Sie haben! Durch die dichte Gaze haben Sie gleich erkannt, was vor Ihnen steht.“

Jetzt flog der Schleier zurück. „Welch' ungeschicktes Zeug Sie wieder sprechen, Günther! Wollte ich etwas von mir hören? — Wer ist das Kind da, mit dem großen Hut und dem kleinen Gesicht darunter?“

„Das ist Fräulein Esther von Tossen.“

„Fräulein Esther von Tossen!“ murmelten die

schmalen Lippen. „Ist dem so?“ fragte sie nach einer Weile, nachdem ihre großen klugen Augen das junge Mädchen forschend betrachtet.

„Ja,“ erwiederte Esther kalt. „Die bin ich.“

Beide betrachteten sich mit unverkennbarem Interesse.

„So jung, so jung!“ sagte die Gestalt weiter. „Und doch.“ — Jetzt sah sie das Buch, welches Esther in der Hand hielt und rief hastig: „Was soll's mit dem Buch? Günther, lassen Sie es sich geben, am Ende — oh, oh!“ fuhr sie in einem wimmernden Tone fort und faltete ihre fast zu kleinen Hände, „immer dasselbe, immer dasselbe Lied! Das Buch —“ Sie streckte die Hand darnach aus, aber Esther trat einen Schritt zurück und sagte ärgerlich:

„Nein, das ist mein Buch, über mich braucht sich Niemand zu beängstigen und zu bekreuzigen; was ich lese, ist, was ich brauche.“

Herr Günther wollte etwas sagen, aber kam nicht dazu, denn neben ihm erscholl plötzlich ein so lautes, helles Lachen, daß er sich erschrocken umwandte.

„Das ist Esther von Tossen — nicht wahr, so

heißt das Kind?" rief Fräulein von Uern. „Nicht wahr, das ist ihr Name, ist er es nicht?"

„Ja, ja," rief Herr Günther ungeduldig. „Sollen wir jetzt nicht weiter fahren?"

Aber die Gestalt neben ihm warf noch einen Blick auf Esther. „Und was brauchst Du, was?" rief sie hastig, sich vorbeugend.

„Ich muß noch lernen," erwiederte Esther, legte den Brief des Advokaten, den sie noch in der Hand gehalten, in das Buch und sprang dann zurück, um dem Wagen aus dem Weg zu gehen.

„Sie will klug werden, das ist gut, sehr gut!!" rief das ‚verrückte Fräulein von Uern', wie sie die Bauernkinder nannten. „Jetzt wollen wir weiter fahren. Günther, rufen Sie dem Kutscher."

Sie legte sich in die Wagenecke zurück, zog den Schleier wieder vor und winkte ein paarmal mit der Hand nach dem jungen Mädchen.

Esther blieb stehen und sah gedankenvoll dem Wagen nach. „Das war also das Fräulein von Uern," sagte sie vor sich hin, „das also! Ich wollte, sie hätte noch mehr mit mir gesprochen, ich würde ihr gern geantwortet haben."

Die Sonne sank glühend unter, Esther stand

fast wie in Feuer und Gold gekleidet. Sie nahm den Brief aus ihrem Buch, las die Adresse. „Eilt!“ stand in der einen Ecke. — Sie gab ihren Spaziergang auf und kehrte nach Tossen zurück.

Tante Sophie kam ihr zufällig im Garten entgegen. „Da bin ich soeben Herrn Günther begegnet,“ sagte Esther, ihrer Tante den Brief übergebend. „Er fuhr mit Fräulein von Uern und bat mich, das Schreiben an Dich mitzunehmen.“

„Ist das eine Art!“ sagte ihre Tante und blinzelte mit den Augen. „Bist Du seine Botenträgerin?“

Esther zuckte die Achseln. „Er meinte, die Sache habe Eile.“ Tante Philippine war hinzugetreten und fragte sie über Fräulein von Uern aus, während ihre Schwester den Brief las.

„Also Du hast sie gesehen?“

„Ja, und gesprochen.“

„Nein, wie interessant! Sag' doch, wie sieht sie aus? Ich könnte mir denken, recht bös.“

„Gar nicht; klug, neugierig sieht sie aus. Große dunkle Augen hat sie, eine hübsche feine Nase — mit einem Wort, mir gefällt sie.“

Tante Sophie hatte den Brief überlesen und horchte auf die Worte ihrer Nichte. „Klug? O ja,

das scheint sie zu sein, hier ist ein schriftlicher Beweis dafür. Die Ellernwiese, deren Pacht in einigen Tagen abläuft und die leider zwischen ihren Ländereien liegt, wünscht sie mir abzukaufen, jedoch für einen Spottpreis. Aber lieber lasse ich sie unverpachtet und verkaufe das Heu davon, ehe ich das Stück Land der reichen Person zu diesem Preis gebe."

„Nun sieh' einmal, die kleine Eule!" sagte Philippine. „Hier stimme ich Dir bei, Sophie, thue es ja nicht. Wenn Herr Günther kommt, mußt Du ihm das auseinander setzen, er weiß ja genau wie unsere Verhältnisse stehen."

„Da brauche ich Herrn Günther nicht dazu, liebe Philippine, die Wiese gehört uns und ich gebe sie ihr nicht anders, wie um das Doppelte dessen, was sie mir geboten."

Sie steckte das Schreiben in die Tasche, zog dagegen ein paar alte Handschuhe heraus und begann so, gegen Schmutz geschützt, denn sie haßte eine vernachlässigte Hand, im Garten zu arbeiten.

„Esther, komm' mit zu Walther," sagte Philippine und schob ihren Arm in den ihrer Nichte. „Erzähle ihm Dein kleines Abenteuer, aber sage

ihm nichts von der Wiese, sonst ängstigt er sich. Sophie wird es schon in's Klare bringen."

Während Esther die Schilderung ihrer Begegnung mit Fräulein von Uern ihrem Onkel mittheilte, durchzuckte plötzlich ein Plan ihren Kopf. „Ich führe ihn aus, so gewiß wie ich lebe!" gelobte sie sich innerlich und ihre Augen funkelten im Bewußtsein ihres kühnen Unternehmens.

Siebentes Kapitel.

Sei klug wie die Schlange! —

Das war Ibichstein. — Esther stand mitten im Garten. Er war groß und einsam, Alles wie ausgestorben. Sie sah am Haus empor, die Fenster verhangen, Niemand zu sehen, zu hören. Es war kein großes Gebäude, aber seine grauen Mauern, hie und da fast ganz von Epheu oder wildem Wein umrankt, zeigten, daß es schon manches Jahr hindurch Wind und Wetter getrotzt hatte. Das Dach stieg spitz und hoch empor, und an einem Ende drehte sich eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1572.

Esther schritt weiter. Sie kam bald an eine steinerne Bank, von welcher man einen lieblichen Blick in die Ferne hatte. Sie setzte sich nieder, denn es war schwül und sie hatte den Weg hieher zu Fuß gemacht. Als sie eine Weile geruht, setzte

sie ihre Wanderung fort. Sie bog um eine Ecke des Hauses und sah jetzt einen großen Rasenplatz vor sich, welcher sich bis an eine breite Rampe erstreckte, die an dieser Seite des Hauses angebracht war und zu welcher man durch ungefähr sechs steinerne Stufen hinauf gelangte. Bald stand sie einer großen, mächtigen Hausthüre gegenüber, über deren Bogen zwei steinerne Wappen angebracht waren, aber kaum noch erkennbar. Auf dieser Estrade, die mit Blumen besetzt und von einem schönen, reichen, einstmals vergoldet gewesenen Eisengitter begrenzt war, stand Esther noch einmal still, ehe sie versuchte, in das Haus zu kommen. Es war ein ungemein lieblicher Anblick. Um den Rasenplatz zog sich ein schmaler Fußweg, welcher bald rechts, bald links in andere Pfade auslief, die sich geheimnißvoll hier in ein dichtes Gesträuch, dort in eine alte Kastanienallee verloren. Vögel durchschwirrten die Gebüsche, Schmetterlinge flogen mit ihren farbenglühenden Schwingen leise von Blatt zu Blatt, und nicht weit vom Wege lag breit und behäbig eine Gruppe mächtiger Mummelblätter, hinter denen ein kühler Quell durch leises Murmeln von seinem Dasein Zeugniß gab.

Esther's Brust hob sich tiefaufathmend empor, ihre Seele ward von dem sanften Zauber der Natur berührt; sie vergaß gänzlich, wo sie war, bis sie plötzlich hinter sich die Thür öffnen hörte. Sie wandte sich rasch um und sah in das Gesicht eines hübschen, reinlich gekleideten Mädchens, das mit einem Korb voll Wäsche in der Hand im Begriff schien, mit derselben zum Bleichen gehen zu wollen. Sie betrachtete Esther erstaunt und fragte dann freundlich nach ihrem Begehr.

„Mein Name ist Esther von Tossen. Ich habe eine Bestellung an das gnädige Fräulein auszurichten; ist sie zu Haus?"

„Das wohl," erwiederte das Mädchen bescheiden, „aber —"

„Nicht zu sprechen, meinen Sie?"

„Ja, damit ist es schwierig. Sie ist zwar heute ziemlich wohl."

„Bitte, versuchen Sie es einmal, ich werde so lange hier warten."

Das Mädchen setzte den Korb hin und sagte, sie wolle Frau Schmuck hinaufschicken. Die Hausthür blieb offen und Esther trat ein. Es war eine ziemlich große Halle, aber so angefüllt mit den ver-

schiedensten Möbeln, die Wände dermaßen behangen mit Hirschgeweihen und Bildern, daß sie fast klein erschien. Eine breite eichene Treppe führte an einer Seite in das erste Stockwerk, einen großen Raum seitwärts freilassend, wo einige Thüren in die Küche und die Gesindezimmer führten. Die Treppe stieg nur bis zur ersten Etage empor, man betrat dann einen breiten Gang, dessen eine Seite von einem geschnitzten Geländer begrenzt war, während die andere eine lange Wand zeigte, an welcher einzelne Thüren in verschiedene Zimmer zu führen schienen. An dem Treppengeländer standen grüne Gewächse in bunten irdenen Töpfen und hingen kleinere und größere Teppiche. Das ganze Treppenhaus machte einen niederländischen Eindruck. — Nach einer ziemlich langen Pause erschien das junge Mädchen wieder, gefolgt von einer ältlichen Frau. Auch diese näherte sich Esther freundlich und bat sie, ihr zu folgen. Sie schritt die Treppe eilig ihr voran und führte sie dann in ein kleines Vorzimmer. Die Vorhänge darin waren zugezogen, wodurch ein angenehmes Dämmerlicht entstand, das indessen Esther dennoch erkennen ließ, daß auch hier dieselbe Fülle von Möbeln und Wandschmuck

herrschte, welche sie bereits im Vorplatz bemerkt hatte.

„Bitte, wollen das gnädige Fräulein einen Augenblick hier verweilen,“ sagte die Haushälterin, „ich komme gleich zurück.“

Esther näherte sich einem lebensgroßen Oelbild, welches eine Dame in reicher Toilette aus dem vorigen Jahrhundert darstellte. Trotz der Sonnenhitze lag durch das ganze Zimmer ein dicker Brüsseler Teppich, ihre Schritte blieben ungehört.

Sie hatte kaum einige Sekunden vor dem Bild verweilt, als die Teppichvorhänge an der Thüre sich leise bewegten und zwischen ihnen das schlaue Gesicht des Fräulein von Uern nach Esther heraussah. Es war nur das Werk eines Augenblicks, dann wurden die Vorhänge wieder zusammengezogen, um einige Zeit darnach die Gestalt von Frau Schmuck heraustreten zu lassen.

„Das gnädige Fräulein sind sehr willkommen,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. Sie hielt die Portièren auseinander und Esther schritt in das nächste Zimmer. Dasselbe Zwielicht hier, wie dort in dem Gemach, das sie verlassen, obgleich der Raum noch einmal so groß war. Sie blieb verwundert

stehen, als sie sich hier abermals allein sah, jedoch ihren Blicken bot sich eine solche Fülle der verschiedenartigsten Gegenstände dar, daß sie, ihre Einsamkeit vergessend, dieselben überall umherschweifen ließ. Im ganzen Zimmer herrschte ein buntes Durcheinander und dennoch lag darin eine Harmonie, wenn man sagen könnte: eine symmetrische Unordnung; keine schreiende Farbe trat irgendwie an Wand, Möbeln oder Gardinen hervor, Alles spielte in einer sanften rothbraunen Schattirung. Das Zimmer war länglich viereckig, schien aber länglich rund, da die Ecken abgeschnitten waren, entweder durch ein hohes Bild, auf einer reich geschnitzten Konsole ruhend, oder einen Schrank, dessen zackiger Aufsatz sich bis an die Decke erstreckte und einen Reichthum silberner Gefäße oder kostbarer Bücher sehen ließ. Inmitten des Zimmers standen Tische mit den verschiedensten Dingen besetzt, Vasen, kleinen Statuen, ausgestopften Vögeln, mächtigen Armleuchtern; Stühle und Sessel in allen Größen und verschiedenen Fassons versperrten fast den Weg; von der reich mit Stukkatur geschmückten Decke hing ein Kronleuchter, der aus allerlei Krystallstücken, verschieden geschliffen und geformt, gebildet war und

in der dämmerhaften Beleuchtung wie aus lauter Eiszapfen geformt erschien. Die Tapete war nicht sichtbar, so sehr drängte sich ein kostbares Bild an das andere, Adrian van der Werf, Franz Snyders, selbst Wouvermann waren in Originalen vertreten. Esther stand wie unter dem Bann einer fremden Zauberwelt da. Welch' ein Reichthum entfaltete sich vor ihren erstaunten Blicken! Hier Gebieterin sein, welch' ein Bewußtsein! — Und in diesem Augenblick trat die Herrin all' dieser Schätze ein, gebeugt, verzehrt, in ihrem Blick die Unruhe ihrer kranken Seele.

Auch in diesem Gemach breitete sich ein weicher Teppich aus und sie stand daher bereits einige Augenblicke hinter Esther, ohne daß diese sie bemerkte. Ein eigenes Wohlbehagen glitt über ihre Züge, als sie sah, daß Esther in sprachloser Bewunderung sich an der kostbaren Einrichtung ihres Zimmers weidete. Plötzlich berührte sie das Mädchen leicht mit dem Finger, Esther wandte sich erschrocken um, sie sah erstaunt der Besitzerin von Ibichstein in die lebhaften Augen.

Jetzt war die Dame ohne ihre Umhüllungen, welche sie damals im Wagen getragen hatte; sie

überlief ihre Gestalt mit einem Blick — es war ein eigenes Gesicht, das sie anstarrte: bleich, mager, von graulich weißem Haar eingerahmt, die ein schwarzes, bis auf die Schultern herabfallendes Spitzentuch verhüllte. Die Stirne war noch faltenlos, aber um den Mund zogen sich tief eingegrabene Linien und verliehen der sonst hübschen Form desselben einen harten, schmerzlichen Ausdruck, auch die Nase, an sich regelmäßig, erschien unverhältnißmäßig groß durch die unendliche Magerkeit des ganzen Gesichts.

„Ist das hier anders wie in Tossen?“ sagte sie und ließ sich stöhnend neben Esther in einen Sessel nieder. „Haben die jungen Augen noch nichts dergleichen gesehen?“

Esther erwiederte trotzig: „Das ist ja auch nicht nöthig, deßhalb kann es mir in Tossen doch gefallen.“

„Ja, ja, gefallen, das ist leicht geschehen. O, wie das lockt, was glänzt!“ — Ein finsterer Ausdruck glitt über ihr Gesicht, während sie sich mit der einen Hand über die Stirne strich.

„Ich komme, etwa nicht hieher, um den Glanz zu sehen, ich komme, um zu sagen, daß meine Tante die Ellernwiese nicht um den Preis verkauft, den

Herr Günther stellt. Für die doppelte Summe, da ist sie's zufrieden."

„Für den doppelten Preis!" wiederholte das Fräulein. „Sie hat Recht, wenn sie den fordert, ich, wenn ich ihn nicht gebe. Wozu sollte ich sie kaufen, als ob ich sie brauchte!" — Plötzlich sah sie auf, ihre strahlenden Augen sahen Esther scharf an. „Warum hat Herr Günther nicht die Antwort gebracht? Ist er todt, oder hat er eine Absicht dabei, sich der Esther von Tossen zu bedienen?"

Esther schoß das Blut heiß zum Herzen, ihre Lippen zogen sich stolz empor und zwischen den langen Wimpern leuchteten die dunklen Augen. „Mein eigener freier Wille war es, hieher zu gehen," sagte sie, während ihre Hand zitternd an ihrem Handschuh riß. „Ich bin weder die Dienerin des Herrn Günther, noch irgend eines andern Menschen. Herr Günther wird von uns für seine Dienste bezahlt und weiter haben wir nichts mit ihm zu schaffen."

„Ja, ja!" rief Fräulein von Uern. „Für seine Dienste bezahlt! Das ist ein wahres, gutes Wort! In so jungem Mund Goldes werth. Weißt Du schon, mein Herz, was Gold für eine Macht über die Menschen hat, weißt Du, was man damit —

Geh'!" — sie wehrte Esther mit der Hand ab. „Wozu denn!" — Was sie darnach murmelte, verklang ungehört.

„Leben Sie wohl, Fräulein von Uern," sagte Esther kurz. „Sie werden entschuldigen, daß ich die Botschaft meiner Tante übernommen und nicht Herr Günther."

Die Angeredete sah auf. Ein prüfender Blick glitt über Esther, dann sagte sie: „Für seine Dienste bezahlt," und ein wohlgefälliges Lächeln zog über ihr Gesicht. „Es soll nicht das letzte Mal sein, daß wir Beide uns sehen. Also das Doppelte für die kleine Wiese! Hm," sie überlegte. „War der Weg hieher heiß, beschwerlich? Ich kenne ihn nicht."

„Ich gehe gern, besonders wenn ich einen Zweck dabei habe."

„Das ist wieder so richtig wie zweimal zwei vier ist. Man muß nichts ohne Zweck thun, mein Schatz, merke Dir das! Nichts, gar nichts! Dein Leben muß einen Zweck haben, mag dieser sein, welcher er will, oder Du stehst eines Tages vor Deinem zwecklosen Dasein wie vor einem häßlichen Gespenst."

Sie hatte die letzten Worte so hastig gesprochen,

daß sie Esther kaum verstanden. Darnach versank sie wieder in tiefes Nachdenken.

Esther sagte endlich: „Es ist Zeit, daß ich gehe, es wird sonst zu dunkel.“

„Hier ist's nur so dunkel. Draußen ist noch Sonnenschein. Meine Augen sind schwach, es muß immer dämmerig um mich sein, sonst schmerzen sie mich. Deine Tante, mein gutes Kind, will also die zwiefache Summe, nicht die dreifache?“

„Gewiß nicht,“ sagte Esther. „Wie sollte sie dazu kommen?“

Jetzt lachte das Fräulein auf. „Als ob es das erste Mal wäre, daß ein Verkäufer den Preis seiner Waare erhöht, wenn er merkt, daß man sie kaufen will. Das ist mir jedoch die Sache nicht werth. Aber höre, mein artiges Kind, ja, ich, ich will die zwiefache Summe geben, wenn Du mich dafür öfters besuchen willst. Ich fühle, daß es mir gut thut, mit Dir zu sprechen.“

Esther sah betroffen zu ihr hin. „Das?“ — sagte sie zögernd.

„Das ist der Preis. Ich bin aus einer alten Kaufmannsfamilie, da gewöhnt man sich daran, bei Allem zu handeln, nichts umsonst zu thun, nichts

ohne Nutzen wegzugeben. Der richtige Kaufmann muß ein anderes Herz mit auf die Welt bringen als gewöhnliche Menschen, sonst taugt er nicht für den Stand. Ja, komme nur zu mir, mein Herzblatt, ich bin ebensogut wie ein Buch, woraus man lernt. Aber — o! mein Herz, mein Herz! — Leb' wohl Esther, das Geschäft ist abgemacht."

Mit einer Hand bedeckte sie die Augen, mit der andern winkte sie zu gehen. Das junge Mädchen entfernte sich eilig. Als sie in das Vorzimmer kam, hörte sie eine helle Glocke anschlagen. Sie wollte aus der Thüre, fand sie aber verschlossen, und erst nach einigen Minuten ward sie durch die als „Frau Schmuck" bezeichnete Dienerin geöffnet.

Sie entfernte sich mit raschen Schritten. Erst als sie wieder auf dem Wege nach Tossen war, ging sie langsamer. Sie wußte nicht, warum sie sich so beeilt, sich von dem Ort zu entfernen, wo dennoch ihre Gedanken so gern weilten; aber sie freute sich lebhaft, als sie den bekannten Weg zu ihrer Heimat vor sich liegen sah.

Als sie ihren Hut und Sonnenschirm auf dem Vorplatz abgelegt hatte, hörte sie mehrere Stimmen im großen Wohnzimmer. Sie trat rasch ein, fand

aber Niemand darin als Herrn Günther, der mit ihren Tanten und Onkel Walter sich lebhaft unterhielt. Bei ihrem Erscheinen stockte gleich die Unterhaltung und der Baron fragte: „Ist das Esther?“

„Ja, endlich,“ erwiederte Fräulein Philippine. „Wo bist Du nur den ganzen Nachmittag gewesen? Sicherlich hast Du Schmetterlinge gefangen, Du siehst so erhitzt aus.“

„Selbst ein Schmetterling,“ lachte der Advokat. „Die Farben werden alle Tage schöner, wie?“

Tante Sophie blätterte zwischen den Papieren und sagte nichts.

„Ich erzähle es später,“ sagte Esther und setzte sich neben ihren Onkel. „Ich komme weit her.“

„Ja, gnädiges Fräulein,“ wandte sich der Advokat zu Tante Sophie, „es ist nun einmal eine alte Regel: auf das Beschreiben des Vortheils läßt der Bauer sich nicht ein, nimmermehr! Was nutzt das Alles! Ich habe darin Erfahrung und mache sie jeden Tag von Neuem durch.“

„Nun, ich will es Ihnen nicht abstreiten, Herr Günther,“ sagte Fräulein Sophie und warf den Kopf zurück, „mag dem so sein. Mir ist es wich=

tiger, noch einmal auf die Verpachtung der Wiese zurück zu kommen. Der Mann will sie also durchaus nicht wieder in Pacht nehmen?"

„Nein, er hat eine noch viel größere geerbt und Niemand sonst hat sich dazu angeboten, und zu dem Preis, den unser Ibichsteiner Fräulein gestellt, soll sie auch nicht vergeben werden, also —"

„Sie wissen wohl selbst am besten, daß dabei nicht die Zinsen herauskämen und ich einen solchen Ausfall zu vermeiden suchen muß."

„Ja, dann bleibt uns nichts übrig, gnädiges Fräulein, als, wir müssen es versuchen, das Heu selbst zu verkaufen, denn die alte Seele bietet nun einmal nicht mehr."

Esther hatte mit fliegendem Athem zugehört, jetzt war der Moment gekommen, wo sie reden wollte. Sie sah mit glänzenden Augen zu ihrer Tante hin:

„Wenn sie Dir nun die doppelte Summe gibt, Tante? Du sagtest gestern, dann wärest Du es zufrieden, sie ihr abzutreten?"

Fräulein Sophie zuckte mit den Achseln. „Du wirst davon nichts verstehen, mein Kind."

„Wenn ich nun aber sage, daß ich von ihr

komme, daß sie es thut und die Sache geordnet ist?" —

Das Erstaunen war so groß, daß Keiner ein Wort zu sagen wußte. Herr Günther rief zuerst: „Ja, Kreuzelement! wie kommt denn das?!"

„Ich hoffe, Esther," sagte Fräulein Sophie, „daß Du Dir keinen Scherz erlaubst? Wie kommst Du zu solcher Behauptung?"

„Ich fand es heute angenehm, spazieren zu gehen," erwiederte ihre Nichte „und ging so weit, bis ich vor Ibichstein stand. Da fiel mir Deine Bemerkung ein und ich dachte, da ich das Fräulein neulich kennen gelernt, wollte ich sie ihr mittheilen. Ich ließ mich melden, sie nahm mich an und da hab' ich nun den Advokaten gemacht," lachte sie und warf Herrn Günther einen listigen Blick zu, „und habe durchgesetzt, was ich wollte. Nur einen kleinen Dienst verlangt sie von mir dafür."

„Und der ist?" fragte Herr Günther rasch.

„Daß ich sie dann und wann besuche."

Der Advokat rieb die Hände auf seinen Knieen.

„Hm. Und das ist der Handel?"

„Ja," erwiederte Esther. „Und ich denke, er ist vortheilhaft."

Es war, als sei sie in diesem Augenblick in den Augen ihrer Familie um zwei Jahre älter geworden. Sie hatte selbstständig gehandelt, rasch und klar ausgeführt, was sie gewollt; die Ruhe, die sie behielt, ohne sich in eine große Beschreibung ihrer Erlebnisse zu ergehen, steigerte die Bewunderung ihrer Verwandten.

„Das freut mich übrigens!" rief Herr Günther, Esther die Hand reichend. „Bezahlen kann sie es und zu viel ist es auch nicht. Na, und wann sollen wir den Vertrag abschließen? Hat sie etwas bestimmt?"

„Ich denke, wir gehen einmal in den nächsten Tagen zusammen hinaus," sagte Esther. „Holen Sie mich, bitte, ab. Und Dir ist es so recht, wie ich es einrichte?" wandte sie sich an Tante Sophie.

Diese hatte die ganze Zeit vor sich hingesehen, sie schien in tiefen Gedanken. Es hatte sie wie ahnend ein Gefühl überschlichen, die Knospe hatte ihre Hülle gesprengt und die Blüte trug Feuer und Flammen in ihrem Kelch.

„Ja, ja," sagte sie zerstreut. „Vollende, was Du begonnen, aber vergib Dir nichts."

Der Abend war herrlich. Herr Günther war längst nach Hause geeilt, Fräulein Sophie las ihrem Bruder vor und Tante Philippine ging mit ihrer Nichte im Garten auf und ab und ließ sich von den Räumen in Ibichstein erzählen.

Achtes Kapitel.

Direktor: Man eilt zerstreut zu uns, wie zu
den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden
Schritt;
Die Damen geben sich und ihren
Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.

Vorspiel auf dem Theater.

Es schlägt sechs Uhr. Dichter Nebel umhüllt die Equipagen wie die Fußgänger, die eiligen Schrittes um die Straßenecken biegen, um zu den geöffneten Thoren des Theaters zu gelangen. Es ist die höchste Zeit. Der Wagen des Herzogs fährt bereits in langsamem Schritte die Straße herab, die nach den herzoglichen Marställen führt und die übrigen Hofequipagen sind schon vorher dort angelangt. Das Theater ist bis auf den letzten Platz gefüllt; man gibt „Käthchen von Heilbronn". Die

Frau Herzogin ist nicht wohl; an ihrem Platz sitzt in der herzoglichen Loge, dem Herzog gegenüber, Prinzessin Leonie, nebenan ist die Loge des Erbprinzen. Diese ist durch eine Wand von den übrigen Logen geschieden, im Hintergrund durch schwere Vorhänge von einem kleinen Raum, in welchem einige Möbel und ein großer Spiegel sich befinden. Der junge Herzog steht an den Vorhängen und beobachtet durch eine schmale Oeffnung in denselben mittelst eines Opernglases das volle Haus. Hinter ihm steht Graf Malstädt und hört aufmerksam auf die Worte seines Herrn.

„Ich kann nicht begreifen, wo sie bleibt! Haben Sie auch recht gehört, Graf, daß sie kommen wollte?“

„Hoheit können versichert sein.“

„Das Einzige, was mich tröstet, sind die beiden leeren Plätze, auch daß die Hofdame so oft nach diesen Plätzen sieht. Jetzt — parole d'honneur! da ist sie! Wie eine Eidechse gleitet sie zwischen den Stühlen durch, man kann nicht graziöser sein! Ah, so — jetzt ist sie uns vollkommen sichtbar. So ladylike — aber nicht einen — doch — bon soir, ma belle! O, ich habe ihn wohl erhascht, diesen Lichtfunken Deiner Augen!“

Von jetzt an schwieg der Prinz und war nur Beobachter. Sein Adjutant versuchte vergebens über ihn hinweg durch die schmale Spalte des Vorhangs einen Blick nach der Stelle werfen zu können, wo das soeben beschriebene Mädchen saß — unmöglich.

„Wissen Sie was, Malstädt," wandte sich der Prinz um, ließ den Vorhang zufallen, stellte das Opernglas hin und warf sich in die Sophaecke, „mir ist es ein vollkommenes Räthsel, wie dieß Landmädchen sich so rasch herausgeformt hat! Als sie diesen Sommer in Weilheim war, versprach sie wohl Etwas zu werden, aber doch nicht etwas so Reizendes. Alle ihre kleinen Fehler sind Pikanterieen, selbst wie sie so eigenthümlich ihr Haar trägt! Einer Andern würde es das Ansehen von Tollheit geben, sie möchte ich nicht anders sehen; und diese etwas vorgebaute Unterlippe, wenn sie ein wenig damit lächelt, die weißen Zähne zeigt — darauf einen Kuß zu drücken — vraiment Comte!"

Graf Malstädt lachte. „Hoheit dürften ja nur diesen Gedanken gegen die Besitzerin dieses Mundes aussprechen — qui sait!"

„Vous êtes mauvais garçon, cher ami!" rief der Prinz, allein trotz dieser Aeußerung glitt ein

heiterer Zug über das Gesicht des jungen Herzogs. „Uebrigens habe ich Sie gestern Abend nicht genau verstanden, la belle Esther hat eine Erbschaft gemacht, oder wie war die Geschichte?“

„Durchaus nichts von Erbschaft, Hoheit; man sagt, eine reiche Pathin habe ihr einige Groschen zukommen lassen für den hiesigen Aufenthalt. Doch darf ich Hoheit nicht erinnern — der Herzog ist bereits lange in seiner Loge.“

„Ach ja, wahrhaftig, man vergißt sich ganz und die Kleine wird denken, ich käme heut Abend nicht.“

Nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen, entfernte er sich eiligst. Graf Malstädt folgte mit einem höhnischen Lächeln auf den Lippen.

Seit acht Tagen war Esther mit ihrer Tante Philippine in der Residenz. Prinzessin Leonie hatte gewünscht, sie zu ihrem Geburtstag bei sich zu sehen. Die Herzogin, entzückt von diesem unschuldigen Begehren ihres Kindes, hatte die Hofdame gebeten, ihre Nichte kommen zu lassen, aber selbstverständlich, da die Reise auf ihren Wunsch geschehen, auch auf ihre Kosten. Dießmal waren beide Damen in fürstlicher Equipage abgeholt, und die frischen Pferde, die sie auf jeder Station erwarteten, hatten sie

binnen vier Stunden nach der Residenz befördert. Für acht Tage war Esther eingeladen, aber da die Herzogin immer leidend, waren noch vier Tage zugegeben worden, und Prinzessin Leonie hoffte endlich in dieser Zeit Gelegenheit zu finden, ihren Liebling der Herzogin vorstellen zu können. In dem Verlauf dieser Tage war Esther mit der Prinzessin Leonie, dem Erbprinzen und dessen Adjutanten in viel nähere Berührung gekommen als in Weilheim; es hatte sich zwischen ihnen ein ziemlich vertrautes Verhältniß gebildet, was in dem Herzen des jungen Prinzen eine tiefere Neigung für Esther erzeugte. Das junge Mädchen blühte unter diesen Beweisen von Freundschaft und Zuneigung förmlich auf, obgleich ihr Herz dabei gleichgültig blieb; nicht einen Augenblick verlor sie sich selbst in dieser neuen Situation, kein heißeres Gefühl verwirrte ihre Gedanken, diese Ruhe, die sie in eine Art bescheidene Gleichgültigkeit kleidete, hatte für Alle einen großen Reiz. — Man hatte Esther und ihrer Tante für die Zeit ihres Aufenthalts zwei Plätze im Theater reservirt, die Prinzessin wünschte, sich mit ihr über jede Vorstellung unterhalten und sie im Theater beobachten zu können. Auch heute Abend hatte sie

ihr schon einige Male heimlich zugenickt und Esther hatte die Grüße bescheiden erwiedert, aber ihre Blicke waren am häufigsten nach der Loge des Prinzen geschweift, besonders da sie den ersten Akt hindurch leer geblieben. Sie hatte bereits in dem gefährlichen Spiel, Neigungen zu erwecken, ohne sie zu erwiedern, einen großen Reiz gefunden, ohne die Gefahr zu beachten, welche für ihre Ehre, wie für ihr Herz darin lag.

Im Zwischenakt blieb Graf Malstädt allein in der Loge. Der Prinz nahm den Thee beim Herzog ein. Der Adjutant hatte sich bis jetzt an dem Gelingen seines Planes, den Prinzen in das junge Mädchen verliebt zu machen, höchlich erfreut, indessen fühlte er, als er zu bemerken glaubte, daß sie ihre Liebenswürdigkeit zwischen ihm und seinem Herrn gleichmäßig vertheilte, einen eigenen Kitzel, diesem den Rang streitig zu machen. „Sie ist eine kleine Teufelin," murmelte er vor sich hin, während sein Glas ihm alle Liebreize des jungen Mädchens in nächster Nähe zeigte. „Dieser Knabe hier," fuhr er mit sich redend fort, „er glaubt, sie erwiedere seine Liebe, er glaubt an Alles!" — Er beobachtete jede Bewegung des jungen Mädchens, umsonst, er ver-

mochte nicht einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie lächelte freundlich nach allen Seiten, dann plötzlich war all' dieser Sonnenschein vorüber und ein fast wehmüthiger Ausdruck veränderte die jugendlichen Züge.

Jetzt trat der Prinz wieder ein. Unverkennbar sah sie rasch hinüber. Graf Malstädt biß sich auf die Lippen und erhob sich eilig, dem Prinzen entgegen zu gehen.

„Nun, Malstädt, haben Sie unser Dornröschen beobachtet? Wo hat sie ihre Blicke hingewandt?"

„Hoheit, ich muß um Entschuldigung bitten, ich habe ihr wirklich keine Aufmerksamkeit geschenkt, mich interessirten andere Augen."

„Welch' eine Geschmacksverirrung! Haben Sie übrigens bemerkt, daß Käthchen heute Abend nicht übel ist? Schade nur, Hände und Füße sind mauvais genre, aber ich will der Kleinen die Freude machen und ihr applaudiren, man kann oft mit so Wenigem glücklich machen."

Trotz der schlecht geformten Hände und Füße der jungen Schauspielerin, schien doch das Publikum diesen Mangel gegenüber von ihrem vortrefflichen Spiel zu übersehen, denn sie war bereits zweimal

gerufen. Auch Esther hatte nach und nach darüber ihr eigenes Spiel vergessen und ihre Blicke und Gedanken nur der Bühne zugewandt. Je mehr sich die unaussprechlich aufopfernde, selbstlose Liebe Käthchen's entfaltete und zarten Frauenherzen Thränen entlockte, desto mehr überschlich eine fieberhafte Angst das Herz Esther's. Konnte es möglich sein, daß man so vollkommen der Sklave eines Gefühls wurde, eines Gefühls, das Alles vergessen ließ, Stolz, Neigungen, ja sein eigenes Leben, nur einem Herzen in Allem willfährig und gehorsam sein? — Hatte ihr nicht Fräulein von Uern in der letzten Zeit, die sie bei ihr geweilt, fast täglich erklärt, welche selbstsüchtigen Geschöpfe die Männer seien? — Esther lächelte. „Ja, nur das Gehirn eines Mannes hatte damit seine Phantasie gekitzelt, eine solche Magdseele zu schaffen!"

Der dritte Akt war vorüber, der Herzog erhob sich und verließ mit seiner Tochter das Theater.

„Graf Malstädt," sagte der Erbprinz ärgerlich, „wir müssen folgen, die Herzogin ist immer noch an das Zimmer gefesselt und wünscht, daß wir den Abend bei ihr zubringen. Kommen Sie, die Hofdame ist auch bereits verschwunden."

Die beiden Herren verließen die Loge. Nach halb Zehn war das Theater geschlossen.

Esther kam sehr heiter nach Haus. Sie lachte über Tante Philippinens roth geweinte Augen. „Nein," sagte sie, während sie ihr beim Abnehmen ihres Mantels behülflich war, „wie Du Dich rühren lassen kannst, Tante! Das ist ja gar kein Genuß, wenn man dabei so viel Thränen vergießt!"

„Ja, Kind. das ist nun bei mir einmal so, die Thränen kommen gar leicht! Und das ist noch das Wenigste, aber dieses Kopfweh!" Sie setzte sich in die Sophaecke und hielt sich die Augen zu.

„Fräulein von Tossen hat Briefe und Zeitungen geschickt," sagte die Jungfer. „Ich habe Beides auf den Schreibtisch gelegt."

„Gut," sagte Esther und wandte den Kopf darnach. „Sonst ist Niemand hier gewesen?"

„Die Schneiderin hat das Kleid geschickt für das gnädige Fräulein; ich habe es in das Schlafzimmer gelegt."

„Ich danke."

„Der Thee ist fertig. Soll ich vielleicht das Kleid holen?"

„Nein. Wenn wir etwas brauchen, werde ich läuten.“

Das Mädchen ging. Fräulein Philippine und ihre Nichte wohnten nicht weit von der Hofdame in einem Haus, das zu den Hofgebäuden gehörte und worin immer einige Zimmer leer standen, die bei etwaiger Ueberfüllung durch Besuch mit zu Hülfe genommen werden konnten. Ein Mädchen, welches zu dem Personal gehörte, das die herzogliche Wäsche in Ordnung hielt, hatte man ihnen zur Bedienung gegeben.

„Von wem sind die Briefe?“ fragte Philippine, indem sie sich eine Tasse Thee einschenkte.

„Es ist nur ein Brief an mich, von Fräulein von Uern, ich lese ihn nachher, wenn wir Thee getrunken. Fandest Du nicht, daß Tante Ernestine heute Abend sehr gut aussah? Keine der Damen versteht sich so graziös zu verbeugen! Hast Du nicht bemerkt, daß Graf Malstädt sehr oft nach ihr hinsah? Sollten sich die Beiden nur zum Schein hassen?“

„Kind, ich sehe und höre Niemand, wenn ich im Theater bin; es nimmt so ganz meine Seele ein, ich brauche kein anderes Vergnügen, wenn ich nur jeden Abend — aber was hab' ich Kopfweh; ich

muß zu' Bett, ich kann selbst den Thee nicht mehr trinken — komm', gib mir mein Licht."

Esther sprang auf, zündete eine Kerze an und ging mit ihrer armen Tante, die aus ihrem Vergnügen Gift gesogen, in das nebenan liegende Schlafzimmer.

Sie kam bald zurück. Wer hätte in ihr jene Esther wieder erkannt, die vor vier Monaten, im verwachsenen Mullkleidchen, in Weilheim scheu und linkisch sich in eine Ecke gedrückt. Sie erschien größer und stärker in dem elegant gemachten Kleid, das ihre vornehme Figur so vortheilhaft hervorhob, die feinen Brüsseler Spitzen, die ihr Fräulein von Uern geschenkt und welche in reicher Fülle Hals und Hände umgaben, paßten zu ihrer feinen Haut und hoben ihren zarten Teint. Sie stand einen Augenblick, gedankenvoll vor sich hinsehend, dann faßte sie rasch nach dem Brief ihrer Gönnerin. Er war deutsch, aber mit lateinischen Buchstaben geschrieben:

„Du artiges Kind! Deine Briefe lese ich gern, Du schreibst faßlich und klar. Was Du mir erzählst, ist doch das neueste, warme Leben und es ist nicht um ein Haar anders, als es damals war, wo ich noch selbst darin lebte. Andere Moden, kannst Du sagen, aber sonst Alles dasselbe; sieh' zu, daß

Du Dir klar bleibst; wenn Du erst den Kappzaum der bittern Erfahrung über Dein rasch fühlendes Herz legen kannst, wie ich, dann bist Du sicher, daß es nicht mehr mit Dir durchgeht. Und das sollst Du erringen, das will ich. Du mußt stets zusehen, die Verhältnisse zu beherrschen, nicht daß es umgekehrt wird. Erzähle mir mehr von dem Flitter, der Dich umgibt, und wie Du erkennst, daß es kein echtes Gold ist, denn das ist Honig für mein Herz. Schreibe mir die Namen der Personen, die Du näher kennen lernst. Ich habe viele Menschen gekannt. Ist es nicht bald Zeit, daß Du wiederkommst?"

Der Brief trug keine Unterschrift. Esther faltete ihn zusammen und warf ihn dann in's Feuer. Ein triumphirendes Lächeln umspielte ihren Mund, sie dünkte sich frei und sah nicht, daß sie der Sklave einer Seele war, die nur darnach dürstete, den eigenen, selbst erfahrenen Schmerz an der ganzen Menschheit zu rächen.

Nachdem sie ihren Thee genommen, ließ sie die Jungfer zu Bett gehen, legte sich auf das Sopha und las, bis die Lampe plötzlich erlosch und sie sich im Dunkeln in ihr Schlafzimmer tasten mußte.

Neuntes Kapitel.

Ein Mann, der liebt,
Darf nicht zu blöde sein!
Mirza-Schaffy.

Der Regen floß in Strömen. Das plätschernde Geräusch wurde nur zuweilen durch einen heftigen Windstoß unterbrochen, der heulend und klagend durch die Straßen fuhr und unwillig an Allem rüttelte, was sich seiner Kraft entgegenstellte. Die Straßenlaternen, nur mit schwachen Oellämpchen versehen, beleuchteten kaum den Fleck, auf welchem sie standen. Wer nicht sehr nothwendig draußen etwas zu besorgen hatte, wagte sich nicht vor die Thüre. Die Straßen waren daher sehr wenig besucht, nur zwei Herren kamen jetzt, so rasch als es ihnen der Sturm erlaubte, um eine Ecke gebogen.

„Es ist immerhin ein Wagniß, Hoheit," sagte

einer der Herren. „Sie sind gewiß, daß das Fräulein allein ist?“

„Vollkommen. Das Stubenmädchen hat es mir nicht allein verrathen, ich habe auch mit eigenen Augen die beiden Schwestern soeben in die Vorlesung fahren sehen.“

„Dann freilich. Indessen —“

„Was zum Teufel ist in Sie gefahren, Malstädt, mit Ihrem beständigen Ueberlegen, was und wenn! Sonst war Ihnen kein Abenteuer kühn genug, jetzt spielen Sie plötzlich den Verzagten. Ich muß das Mädchen noch einmal sehen; sie soll es mir eingestehen, ob sie mich liebt oder nicht. Gestern Abend, bei Frau von Funk, war sie wie verwandelt, ernst, traurig, dann wieder auffallend heiter. Nur wenige Augenblicke konnte ich sie allein sprechen; ich will es endlich einmal in Ruhe thun.“

„Durch zu rasches Vorgehen, Hoheit, verdirbt man zuweilen viel.“

„Sie sind ein Mann der Geduld,“ rief der Prinz unwillig und schlug den Mantelkragen zurück, welchen ihm der Sturm über den Kopf geweht. „Ich liebe ein rasches Vorgehen; ehe sie abreist, will ich etwas Bestimmtes wissen.“

„Ich salvire mich, gnädigster Prinz," erwiederte Graf Malstädt in einem bitteren Ton, „fällt die Sache nicht nach Wunsch aus. Das Fräulein kommt in sechs Wochen zurück — ein wenig Entfernung fördert oft die Liebe am besten."

„Oder tödtet sie. Hier ist das Haus. 's ist eine verteufelte Dunkelheit! Ich kann nicht einmal erkennen, ob in dem Fenster über der Thüre Licht ist."

„Allerdings, Hoheit — ich sehe es deutlich."

„Nun, dann bin ich erwartet."

„Erwartet?" wiederholte Graf Malstädt erstaunt.

„Von der Cameriera, mon ami! Aber adieu, nach zehn Uhr bin ich zu sprechen, haben Sie Zeit und Laune, mich da zu sehen, sind Sie willkommen."

Graf Malstädt grüßte ehrerbietig. Der Prinz drückte auf die Klinke, die Thüre öffnete sich leise und er verschwand hinter derselben.

Graf Malstädt sah trotz des heftigen Regens nach dem erleuchteten Fenster. Als das Licht daraus verschwand, wandte er sich zum Gehen. „Wäre er nicht so rasend verliebt," murmelte er zwischen den Zähnen, „bei Gott, er hätte nicht den Muth, zu diesem Mädchen zu gehen! Sie wird ihn gut ab=

fahren lassen! Ich habe es gestern Abend nur zu deutlich gesehen, daß er sie langweilt."

Graf Malstädt schritt jetzt eilig weiter, um aus dem strömenden Regen nach seiner Wohnung zu gelangen.

Während er dahin ging, ließ er noch einmal die Erlebnisse des gestrigen Abends an seinem Geist vorübergleiten und es kam ihm vor, als könne er doch das Resultat ziehen, Esther habe sich bedeutend freundlicher gegen ihn gezeigt, als während der ganzen übrigen Zeit ihres Aufenthalts. Diese Ueberzeugung stimmte ihn so heiter, daß er trotz Regen und Wind leise vor sich hinsummte: „Ein Kuß von ihren Lippen, er wär' mir Seligkeit!"

Der Prinz war indessen zur Hinterthür des Hauses eingetreten. Esther's Zimmer lagen nach vorn. Sie war beschäftigt, einige Kleinigkeiten für die Reise zu ordnen. Ein leises Klopfen machte sie aufhorchen.

„Nun?" sagte sie, ohne sich umzuwenden. „Wollen Sie noch etwas, Marie?"

Als keine Antwort erfolgte, sah sie nach der Thüre. Sie öffnete sich langsam und zu ihrem nicht geringen Schrecken sah sie den Erbprinzen eintreten. „Hoheit!" rief sie überrascht.

„Fräulein von Tossen — ein Irrthum — ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es ist eine solche Finsterniß in diesem Haus! Ich suchte nach einem Schreiber aus der Kanzlei, der hier Wohnung haben soll, und ich bitte nochmals um Vergebung.“

Aber anstatt sich zu entfernen, schloß er hinter sich die Thüre.

Esther's Herz klopfte heftig, eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer auf einige Augenblicke, aber nur auf Augenblicke — dann faßte sie sich und eilte nach dem Klingelzug.

„Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein,“ rief der Prinz heftig, „lassen Sie mich nur noch einen Moment diesen glücklichen Irrthum genießen!“

Er trat einige Schritte näher in das Zimmer. Esther blieb ruhig stehen. Sie sagte nichts, aber er las deutlich in ihren Augen den Gedanken: Wage nicht, Dich mir zu nähern!

„Also Sie gehen wirklich unwiderruflich morgen fort?“ sagte er mit leiser, unsicherer Stimme.

„Ja,“ erwiederte Esther, „ich habe Hoheit das schon gestern Abend gesagt.“

„Und wann kommen Sie wieder? Wann? Und wie soll ich Ihre Abwesenheit ertragen?“

Seine Lippen zitterten, die Leidenschaft der Liebe leuchtete aus seinen sonst so matten Augen. Aber dennoch hatte er Esther gegenüber nicht den Muth, ihr seine Gefühle zu gestehen.

„Hoheit, ich denke, das wird vortrefflich gehen,“ sagte das junge Mädchen. „Sie werden das Theater, die Gesellschaften besuchen —“

„Und Sie? Werden Sie hieher zurückdenken?“

„Ich?“ lachte Esther. „Natürlich werde ich das thun, wenn auch nicht immer. Graf Malstädt hat mich übrigens gestern Abend dasselbe gefragt.“

„Graf Malstädt?“ rief der Prinz und warf unwillig den Kopf zurück. „Was brauchen Sie an Den zu denken?“

„Wie an jeden Andern,“ erwiederte Esther. „Außerdem ist er der Kavalier von Hoheit und —“

„Esther!“ rief der Prinz und die Eifersucht gab ihm endlich den Muth, zu fragen — nicht ob sie ihn liebe, sondern ob sie den Grafen liebe.

Eine tiefe Glut trat in Esther's Wangen. „Hoheit, keinen Augenblick länger darf ich Sie der Gefahr aussetzen, von meiner Jungfer hier angetroffen zu werden.“

„Von Ihrer Jungfer?“ sagte der Prinz lächelnd. „Die Gefahr würde für mich gering sein.“

Esther sah ihn einen Augenblick verwundert an. „So würde sie für mich desto größer sein,“ erwiederte sie. „Daher gestatten Hoheit, daß ich mich entferne.“ Und rasch, ehe der Prinz sie daran zu verhindern vermochte, war sie in das Nebenzimmer geeilt, und er konnte deutlich hören, wie sie hinter sich abschloß.

Er stampfte mit dem Fuß auf. Noch einen Blick warf er nach der verschlossenen Thüre und eilte dann aus dem Zimmer.

Nach zehn Minuten trat die Jungfer ein. Sie sah erstaunt, daß Niemand anwesend. Im selben Augenblick öffnete Esther die Thüre.

„Ich kann nicht begreifen,“ sagte sie und ihre Augen ruhten mit einem zornigen Ausdruck auf dem Mädchen, „wie Sie nicht gehört haben können, daß Jemand die Treppe herauf kam. Prinz Ludwig tappte im Dunkeln draußen auf dem Gang umher. Endlich kommt er hier an die Thür, bittet um Licht, ich habe ihm den Weg zeigen müssen, da er in der zweiten Etage einen Herrn suchte, der dort wohnen soll.“ —

„Ich war doch immer in der Nähe," stotterte das Mädchen verlegen.

„Das ist nicht gut möglich. Nehmen Sie diese Sachen und legen Sie dieselben zu den übrigen."

Das Mädchen entfernte sich. „Es war Verabredung," sagte Esther verächtlich. „Der arme Prinz! er war so komisch in seiner Verlegenheit."

Die ganze Nacht hatte der Regen angehalten, aber gegen Morgen war Frost eingetreten. In dem Reisewagen, welcher rasch durch die Straßen der Stadt fuhr, saßen Philippine und Esther. Tante Vielliebchen fror, es war noch frühe am Morgen, sie hatte sich in ihren dicken Mantel gewickelt und den Schleier vor das Gesicht gezogen. Esther saß neben ihr und suchte zwischen den Blumen eines Bouquets, welches man ihr noch in den Wagen gereicht, als sie eben abfuhr. Endlich hatte sie ein Streifchen Papier entdeckt, welches mit goldenen Nadeln zwischen den Blumen befestigt war. Sie zog es heraus, überflog die wenigen Worte, welche darauf standen und runzelte verdrießlich die Stirn. — „Fame, wealth, honour, what are you to love?" — Sie verstand kein Englisch.

Philippine hatte die Augen geschlossen, sie war

noch müde, aber Esther fragte laut: „Tante, verstehst Du Englisch?“

„Mein Gott, Esther, wie kommst Du auf den Gedanken?“ rief sie und machte erstaunt die Augen auf. „Du weißt doch, daß wir Alle kaum erträglich französisch sprechen. Aber wie duften Deine Blumen so schön! Sie sind doch sicherlich aus dem herzoglichen Treibhaus von der Prinzessin?“

„Natürlich von ihr,“ sagte Esther, legte das Bouquet auf den Rücksitz und schob den Zettel in ihr Notizbuch.

Zehntes Kapitel.

Plaisir d'amour ne dure qu'un moment,
Chagrin d'amour dure toute la vie.

Es waren zwölf Grad Kälte. Der Tags vorher gefallene Schnee lag fest gefroren und funkelnd in der grellen Sonne, die glänzend am Himmel stand, ohne zu wärmen.

Im Salon des Fräulein von Uern loderte ein helles Kaminfeuer und verbreitete eine behagliche Temperatur. Indessen schien Herr Günther, der vor demselben stand, noch einen höhern Wärmegrad vertragen zu können, denn er griff nach dem Schüreisen und regte die Glut so an, daß die Funken knisternd zu ihm empor sprangen.

„Sei ruhig, freundliches Element," lachte er behaglich und hielt seine Hände vor die Flamme.

„Wir haben hier einen dicken Teppich, mit dem ist nicht zu spaßen.“

Er betrachtete darauf eine Zeitlang die Bronzefiguren, welche auf dem Kamin standen. Dann sagte er, ungeduldig auf seine Uhr sehend: „Nun möchte ich nur um's Himmels willen wissen, was sie immer in der Kammer da herum zu kramen hat! Zwei Uhr! Sitze ich nun schon eine halbe Stunde hier und sehe die Figuren da an.“ Er warf einen ärgerlichen Blick nach der Portière, hinter welcher die besagte Kammer lag. „Was sie nur überhaupt darin hat? Keine Seele läßt sie hinein; na, da mag ja wohl das Familienskelet darin verborgen sein! Klar ist es nicht mit ihr, woher sonst all' der Vorrath von Menschenhaß.“

„Günther, sind Sie da?“ hörte man jetzt eine Stimme rufen. Es war jene des Fräuleins von Uern.

„Seit einer halben Stunde, zu Befehl.“

Gleich darauf öffnete sich eine Thür, dann hörte man diese abschließen und die hagere, gebeugte Gestalt des Fräuleins trat ein.

„Bon jour, mon ami. Was sagen Sie, seit einer halben Stunde?“

„Gott zum Gruß, gnädiges Fräulein.“ Er sah

nochmals auf die Uhr. „Eine halbe Stunde und zehn Minuten.“

„Und zehn Minuten? Wie viel kostet das? Nicht einmal die zehn Minuten erlassen Sie! Wissen Sie, was mein seliger Vater sagte: Die Herren Advokaten sind die rechten Höllenbraten.“

„Ich bin nicht auf meinen Wunsch hier,“ erwiederte Herr Günther. „Weiß es Gott, ich gehe wieder, je eher je lieber, denn ich habe auf drei Uhr zwei Klienten bestellt.“

„Gut, so gehen Sie hin, heute bin ich doch zu nichts nütze.“ Sie rückte einen niedern Sessel an's Feuer und setzte sich langsam darauf. Während Herr Günther seine dicken wollenen Handschuhe aus der Tasche zog, sagte sie: „Seit zwei Tagen ist Esther von Tossen zurück; ich erwarte sie noch heute. Haben Sie das Mädchen schon gesehen?“

„Ja wohl, ich war zufällig bei ihrer Tante, als sie ankam.“

„Wie sah sie aus? Jung, frisch, zufrieden?“

„Darüber muß ich erst nachdenken. Jung? na, das ist sie ja; frisch? — bei der Kälte natürlich; — zufrieden? — bei dem Kontrast, von einem fürstlichen Haus in ein verarmtes zu kommen — nein.“

Es entstand eine Pause. Das Fräulein stützte ihr Kinn auf die Hand und sah gedankenvoll in's Feuer. Dann sagte sie: „Wenn sie klug bleibt, mir folgt, mir glaubt und — na," fuhr sie auf und sah den Advokaten scharf an — „ich lebe aber noch, wenn auch damit nicht gesagt ist, wie lange. Gehen Sie jetzt meinetwegen fort, Günther, ich erwarte die Esther heute Mittag. Hab' ich das etwa schon einmal gesagt?"

„Ja," erwiederte der Advokat und nahm ein Päckchen Papiere vom Tisch. „Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über."

„Nein," sagte sie. „Das hat mit dem Herzen nichts zu thun, mein Kopf wird schwach. Diese Woche lasse ich Sie nochmals rufen. Adieu und auf Wiedersehen."

Herr Günther verbeugte sich freundlich, aber Fräulein von Uern sah nicht nach ihm hin, sondern nickte dafür in die Holzglut.

Als er auf den Vorplatz kam, begegnete ihm Frau Schmuck. „Ist das gnädige Fräulein im Salon?" fragte sie.

„Ja, sie wärmt sich am Kaminfeuer."

„Seit gestern ist sie übler Laune, sie schließt

sich fast immer ein und man muß Alles mit ihr durch die Thür verhandeln. Ich bin nur froh, daß Fräulein von Tossen zurück ist, der Lutz ist fort mit dem Wagen, um sie zu holen. Da ist unser Fräulein jedesmal ganz anders, wenn sie dagewesen ist."

„Ja, Frau Schmuck," sagte der Advokat und zog sich den Rockkragen über die Ohren, „wunderlich ist die Dame nun einmal und verlangt viel Geduld, aber die haben wir ja, gottlob, Beide."

Frau Schmuck lachte und Herr Günther eilte aus der Thür. „Ja," sagte er vor sich hin, während er die breiten Stufen hinabstieg, „wenn Fräulein Esther klug bleibt, so erleben wir am Ende, daß sie die nächste Herrin von Ibichstein wird. Wenn ihr aber die gute Seele zu all' dem Geld auch ihr übriges Elend vermacht, dann dankte ich doch und wäre das ganze Nest aus Dukaten gebaut."

Herr Günther war kaum eine halbe Stunde von Ibichstein fort, als Esther vorfuhr; nicht wie damals, wo sie zum ersten Mal zaudernd vor der hohen eichenen Thür gewartet, erschien sie jetzt. Kaum hatte man sie kommen hören, eilten ihr schon Frau Schmuck und das Hausmädchen entgegen, sie

höflich begrüßend. Esther erwiederte ihren Gruß freundlich und fragte, ob sie gleich hinaufgehen könne.

„Ja, gewiß, das gnädige Fräulein sind im großen Salon und erwarten Fräulein von Tossen bereits seit einer halben Stunde.“

Esther eilte die Treppe hinauf. Im kleinen Vorzimmer übergab sie rasch der Dienerin Mantel und Hut und klopfte dann leise an.

„Komm' doch!“ rief eine Stimme. „Ich weiß, wer Du bist.“

Esther eilte in das Zimmer, in welchem Fräulein von Uern noch in derselben Stellung am Kamin saß, wie sie der Advokat verlassen.

„Da bin ich wieder zurück, Fräulein von Uern!“ rief sie heiter. „Und freue mich, Sie wiederzusehen.“

Das Fräulein betrachtete das junge Mädchen einige Minuten, ohne ein Wort zu sagen. Sie wollte wahrscheinlich erst ihre Erscheinung prüfen. Die strengen Züge wurden immer freundlicher — ja, sie war ein feines, vornehmes Mädchen geworden! O ja, sie konnte sich denken, daß, wer sein Herz an sie verlor, ohne ihre Gegenliebe zu gewinnen, schwer dafür einen Ersatz finden würde.

„Setze Dich, Du Weltkind,“ sagte sie und deutete auf einen Sessel in ihrer Nähe. „Hier, stelle Deine kalten Füße auf dieß Kissen, mache es Dir behaglich, Du bist jetzt verwöhnt. Aber Du siehst wohl und frisch aus, nicht als hättest Du zu viel des Guten genossen. Die Tage sind Dir froh verstrichen, ich habe das aus Deinen Briefen gelesen.“

„O, es war entzückend schön!!“ rief Esther und richtete sich bequem an dem Feuer ein. „Und ich werde wieder hingehen, nämlich zu den Hofbällen; Tante Ernestine hat die Erlaubniß erhalten, die Zimmer für uns zu reserviren, und Wagen und Pferde stehen jetzt zu unserer Disposition.“

„Das sind die schönen Folgen, weil Dich eine Prinzessin liebt, denkst Du nicht auch?“

„Sie war so gut mit mir dießmal, wie noch nie. Sie bekam zum Beispiel zu ihrem Geburtstag unter Anderem ein Kleid, das mir gefiel, — ein paar Tage darauf erhielt ich dasselbe von ihr. Ist das nicht sehr aufmerksam? Ich bin jetzt überhaupt nicht mehr die armselige Erscheinung von früher, und ich fühle es wohl, daß man mir jetzt anders begegnet als sonst. Wie das doch gleich blendet, so ein bischen Putz!“

„Also die Prinzessin ist so gut. Und der Bruder?“ fragte Fräulein von Uern und sah neugierig zu Esther hin. „Was ist er? Ist er ein Geck oder ein gutmüthiger Narr?“

„Nein, nein!“ lachte Esther. „Kein Geck, kein Narr, aber gutmüthig und —“

„Nun?“

„Feig.“

„Das gefällt Dir nicht, denke ich?“

Esther sah eine Weile in's Feuer, ohne zu antworten. Dann sagte sie kurz: „Nein.“

„Und dann liebst Du ihn nicht, obgleich er ein Prinz ist?“ Fräulein von Uern's Augen sahen unruhig nach Esther hin.

Sie lächelte. „Nein, ich liebe ihn nicht. Und das ist allerdings für ihn ein Glück. Aber mir fällt etwas dabei ein.“ Sie zog das kleine Notizbuch aus ihrer Tasche, in welches sie den bei ihrer Abreise im Bouquet gefundenen Streifen Papier gelegt hatte. „Sagten Sie mir nicht einmal, Fräulein von Uern, Sie zögen die englische Sprache der französischen vor? Dann, denke ich, müssen Sie doch beide Sprachen sprechen und verstehen. Ich möchte Sie nun bitten, mir diese Worte zu übersetzen.“

Fräulein von Uern nahm hastig den dargebotenen Zettel. Esther horchte aufmerksam.

„Ruhm, Reichthum, Ehre, — was seid ihr der Liebe!“ las sie ohne Zögern, und dann lachte sie hellauf. „Woher bekamst Du diesen Bonbonvers? Welch’ ein hübscher Gedanke das ist und dabei so unsinnig in der Ausführung! Ja, ja, das Wort ‚Liebe‘, das ist das glänzende Irrlicht, das so ein Mädchenherz verlockt, zu folgen, immer weiter, immer weiter!“ rief sie und sah starr vor sich hin, als sähe sie das Bild deutlich vor sich, das ihre Worte schilderten. „Fort über Stock und Stein, immer weiter, durch Nacht und Kälte, weil es glaubt, es könne es wirklich einmal erreichen, das hellglänzende, erwärmende Licht, — bis es herabsinkt in die tiefe, tiefe Nacht.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie ruhiger: „Esther, die Liebe kennt einzig die Frau, nur sie allein kennt das glühende, warme Gefühl; der Mann ist bloß klug, darum sage ich es Dir tausendfach: verhöhne die Lippe, die Dir von Liebe spricht, und fühlst Du in Dir eine wärmere Neigung für einen solchen Heuchler entstehen, dann vernichte mit kräftiger Hand den ersten Keim, ehe Dein Herz in dieser Wucherpflanze ‚Liebe‘ unter=

geht." — Jetzt rückte sie näher zu dem jungen Mädchen und faßte plötzlich ihre Hand, während ihre Stimme fast nur noch ein Flüstern war: „Brich ihnen ihr eigenes Herz! räche die Thränen von Hunderten Deiner armen Schwestern! Du kannst es, Du bist schön, Du bist muthig. Was Du willst, was Du brauchst, Du sollst es von mir bekommen, Du sollst nichts mehr von Anderen nehmen, nicht von Deiner kindischen Prinzessin, nicht von Deiner Tante Ernestine, ich allein, ich will Dir die Mittel zu Deinen Triumphen geben. O, Du sollst unter sie treten wie eine Siegerin, in Glanz und Reichthum, — thue es, versprich es mir, Herzblatt, sage, was Du haben willst, es ist Dein!!"

Gegen ihre Gewohnheit und ohne ihr heftig klopfendes Herz zu achten, erhob sie sich rasch und holte aus einer Schublade ein kleines Etui heraus. Esther sah ihr halb neugierig, halb erschrocken zu.

„Trage dieß zur Erinnerung an das, was ich Dir eben gesagt. Komm', es wird gut stehen zu Deinen achtzehn Jahren."

Sie zog jenes Juwelenherz hervor, welches ihr damals Herr Günther verkauft. Es drehte sich an dem goldenen Kettchen hin und her, funkelnd, glän-

zend, als sei es aus dem Feuer geformt, welches zu Esther's Füßen glühte.

„Das soll ich tragen, das soll mein sein?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Das soll es, das soll es!“ sagte Fräulein von Uern und band es ihr um den Hals.

Esther bückte sich auf die kleine schmale Hand, indem sie leise einen Kuß darauf drückte. „Tausend, tausend Dank!“ sagte sie. „Es ist fast zu viel.“

„Sage weiter nichts, laß es Dich freuen. Es ist besser als dieß hier.“

Sie deutete auf die Stelle, wo das eigene Herz, von der gehabten Aufregung in vollen Schlägen fliegend, ihr fast den Athem nahm. Esther sah ihre Erschöpfung, ihre bebenden Lippen.

„Soll ich nichts holen, nichts thun zu Ihrer Erleichterung, liebes Fräulein?“ fragte sie ängstlich.

Fräulein von Uern winkte abwehrend mit der Hand und schloß matt die Augen. Nach und nach ebbte das stürmische Blut und beruhigten sich die erregten Nerven. Sie bat Esther, ihr noch Einiges aus ihrem Stadtleben zu erzählen.

„Nenne mir doch Namen! Ich hatte Dich schon

einmal darum gebeten, vielleicht fände ich einen alten Bekannten wieder."

„Namen?" wiederholte Esther langsam. „Namen? Nun, da ist Graf Malstädt, der Adjutant des Prinzen, das Gegentheil seines Herrn, klug, boshaft, keck, und da ist ein Herr von Philbert, reich, hübsch und sehr langweilig, — ja, da sind noch viele, viele dergleichen Leute, nur mit anderen Nummern —" Esther lachte laut auf, — „ich habe mich versprochen!"

Auch über Fräulein von Uern's Gesicht glitt ein Lächeln. Aber als Esther nach der Beschreibung einer schönen Dame wieder zu ihr hinsah, bemerkte sie, daß sie vor tauben Ohren sprach, denn Fräulein von Uern war eingeschlafen. Der Schlaf hatte über die sonst von Leidenschaft verzerrten Züge einen andern Ausdruck verbreitet, sie waren dadurch hübscher, jünger geworden. Esther's Herz hatte für dieß räthselhafte Wesen bei all' seiner Kälte eine Art Anhänglichkeit gefaßt; sie hatte es längst herausgefühlt, daß in ihrer Gönnerin ein bitterer Schmerz wühlte, der an ihrem Leben zehrte, und daß dieser Schmerz von der Hand eines Verräthers ihr zugefügt worden sei. Sie dachte eigent-

lich weniger daran, sie zu rächen, als sich an ihr ein Beispiel zu nehmen, und sie gelobte sich in der Stille, vor allen Dingen nie einen Mann zu wählen aus blindem Liebeswahn, sondern nach der Vorschrift des Verstandes.

Sie hatte eine geraume Zeit über all' Dieß nachgedacht, ohne daß Fräulein von Uern aus ihrem Schlaf erwachte. Endlich stand Esther leise auf, nahm sich ein Buch und setzte sich damit wieder an den Kamin. Sie las schließlich mit solchem Eifer, daß bereits eine Stunde verstrichen, ehe sie es bemerkt. — Jetzt erwachte Fräulein von Uern. Sie sah auf, ohne sich zu bewegen. Als sie die ruhige Gestalt Esther's, mit dem Buch in der Hand, noch am gleichen Ort sitzend bemerkte, das feine Profil herabgebeugt, matt vom glimmenden Feuer beleuchtet, überschlich sie ein sonderbares Gefühl; es war ihr, als weile sie nur noch unsichtbar im Zimmer, und dieß sei die Zukunft.

In dem Augenblick klopfte es leise an die Thür und für Beide war die Ruhe unterbrochen. Esther blickte auf.

„Es ist die Schmuck," sagte Fräulein von Uern. „Sage ihr, sie könne Dir und mir etwas Genießbares bringen."

Kurze Zeit darnach erschien die Dienerin und servirte auf einer kleinen silbernen Platte ein paar Tassen Kaffee. Esther liebte dieß Getränk, aber Fräulein von Uern schob die Tasse zurück und wünschte Thee zu nehmen. Diese, durch den Schlaf gestärkt, plauderte jetzt mit Esther in ihrer kurzen, bestimmten Weise weiter, bis sich die Tageshelle in trauliches Dämmerlicht verwandelte und Esther bat, daß man anspannen lasse.

„Ich möchte Dich gerne länger um mich haben," sagte Fräulein von Uern, als Esther sich zum Gehen richtete. „Aber dann müßte ich kein Kopfweh haben. Hast Du schon Kopfweh gehabt?"

„Wenig."

„Das freut mich für Dich. Jetzt gehst Du," sagte sie nach einer Weile, „und sagst Deinen Verwandten, daß für mich eine Erlösung vom Uebel sei, was ich Dir gebe."

„Und für mich?" lachte Esther.

„Sei dieß Uebel eine Quelle der Freuden." Fräulein von Uern fuhr fast zärtlich über Esther's Stirn, als diese sich bückte, um ihr die Hand zu küssen. Es war ein sonderbares Band, was diese

Herzen zu einander zog, sie fanden in ihren bitteren Gefühlen eine gegenseitige Ergänzung.

Die wohlgenährten Pferde des Fräuleins von Uern hatten den Weg von Ibichstein nach Tossen bald zurückgelegt. Esther eilte die Treppe zu ihrem Stübchen hinauf, legte rasch ab und wollte zurück in das Wohnzimmer, als sie hörte, daß ihr Onkel in dem seinigen die Geige spielte. Die Töne klangen leise klagend durch das stille, dunkle Haus. Sie blieb einen Augenblick stehen, dann trat sie rasch bei ihm ein. Es war dunkel in seinem Zimmer.

Esther fragte gedankenlos: „Du hast ja kein Licht?“

Die Geige verstummte. „Esther,“ sagte der Blinde, „hast Du vergessen, daß ich immer im Dunkel lebe?“

Sie bebte, es that ihr wehe, sie wollte sich entschuldigen und sagte:

„Ich dachte wirklich nur an mich.“

„Das thust Du jetzt recht oft,“ erwiederte ihr Onkel und legte seine Geige beiseite. „Du kommst von Ibichstein?“

„Ja, haben die Tanten Besuch, daß Du so allein bist?“

„Im Gegentheil, die Tanten sind fort, sie sind nach Schmelte. Nun, hast Du Deine Gönnerin wohl angetroffen? Hat sie sich über Deinen Besuch gefreut?"

„Ja, danke Dir," sagte Esther und setzte sich neben ihn. „Sie war so liebevoll, daß sie mir jenes Herz schenkte, wovon uns damals Herr Günther sprach. Hier, fühl' nur, es hängt an meinem Hals."

Sie nahm die Hand des Blinden und ließ ihn das Kleinod betasten.

„Für mich reizlos, Kind," sagte er sanft. „Du weißt, was damals Tante Philippine sagte: ‚Was würden mir alle Reichthümer der Welt nützen, was ein Herz aus Edelsteinen, wenn ich keines besäße, was mich lieben könnte.'"

„Ja, Onkel, da hast Du wohl Recht für Dich. Aber bei mir ist das doch anders."

„Glaubst Du denn, Esther," fragte er, „weil Du siehst, brauchtest Du nicht zu empfinden? Kind, armes Kind," sagte er und tastete nach ihrer Hand, „Du bleibst nicht ewig jung, um Dich in der Sonnenglut Deiner eigenen Gefühle zu erwärmen. Es wird kalt und einsam um Dich. Hast Du nicht ein Beispiel an Fräulein von Uern?"

Esther schwieg. Dann stand sie auf und sagte: „Komm', Onkel, gehe mit hinunter, in Deinem Zimmer ist es unbehaglich."

„Unbehaglich?" wiederholte er. „Mir nicht. Hole mich nachher, ich will noch spielen."

„Wie Du willst," sagte seine Nichte und verließ ihn.

Eine Weile darauf hörte man wieder die Geigentöne. Es waren die kleinen italienischen Lieder, die Esther's Mutter einst so lieblich gesungen.

Elftes Kapitel.

Sage, wie es dir nur gefällt,
Solch' zerstückeltes Zeug zu treiben. —
Goethe.

In dichten Massen stürzt sich der Schnee aus dem dunklen Nachthimmel auf die Straßen hernieder. Die Luft wird dadurch so schwer, daß die Pechfackeln sich fast nur noch in einer röthlich schwarzen Rauchwolke vor dem Palais sichtbar machen. Jeder Lärm draußen ist gedämpft, desto deutlicher hört man daher die rauschende Tanzmusik, die hinter den vielen erleuchteten Fenstern des Schlosses auf die Straße herabdringt. — Es ist der erste Hofball. Drei werden überhaupt nur gegeben. Der erste ist gewöhnlich am meisten besucht. Auch heute sind die Säle überfüllt und es macht sich bereits eine unerträgliche Hitze fühlbar.

Der Herzog und die Herzogin haben ihren Rundgang gemacht. Fräulein Ernestine von Tossen hat einige Fräuleins vorgestellt, worunter sich auch ihre eigene Nichte befunden, welche sie außerdem heute Abend beaufsichtigen muß, da Tante Philippine sich auf der Reise erkältet hat.

Esther ist außerordentlich gnädig empfangen worden und hat die Ehre, mit dem jungen Erbprinzen den Ball zu eröffnen. Er tanzt unbehülflich, man sieht, daß es ihn anstrengt, weßhalb er sehr bald aufhört und mit Esther in eine Fenstervertiefung tritt, welche durch die von beiden Seiten in reicher Fülle herniederfallenden Vorhänge zu einer Art Versteck wird. Die übrigen Paare fliegen an ihnen vorüber und manches Auge sieht mit Neid auf die neue Erscheinung, an deren Seite der junge Herzog sich so huldvoll unterhält.

Esther ist in duftige Gaze gehüllt, hie und da sieht eine Rose oder Rosenknospe aus den weißen Wolken ihres Kleides heraus, im Haar hat ihr die Prinzessin selbst eine gleiche Blume befestigt, die Knospe, in zartes Moos verborgen, ruht auf ihrer weißen Schulter; kein Schmuck strahlt an ihr, als

das Herz aus Edelsteinen, welches sie von Fräulein von Uern erhalten.

„Es ist eine bezaubernde Kleine,“ sagt die Herzogin zu Fräulein von Erlen und betrachtet Esther durch ihre Lorgnette. „Wie alt sagte doch Prinzessin Leonie, daß sie sei?“

„Achtzehn Jahre, Hoheit.“

Die Herzogin sah noch eine Weile aufmerksam nach dem jungen Mädchen, dann wandte sie sich und sagte, indem sie sich einigen älteren Damen näherte: „Nun, da werden wir diesen Winter für ihre Verheirathung sorgen.“

Der Tanz, welcher den Ball eröffnet und nach der Polonaise folgt, endet gewöhnlich sehr bald; der Prinz kann sich nicht entschließen, noch einmal herumzutanzen. Mit größtem Interesse hört er Esther's Neckereien zu, betrachtet ihr jugendfrisches Gesicht.

„Wissen Sie, Fräulein von Tossen, daß ich mich heute schon den ganzen Tag darauf gefreut, mit Ihnen zu tanzen?“

„Tanzen?“ lachte Esther. „Hoheit, wir tanzen ja gar nicht.“

„Wer das Glück haben kann, mit Ihnen sich

zu unterhalten — ist das nicht tausendmal besser, als sich beim Tanz erhitzen?"

„Aber ich tanze leidenschaftlich gern!"

„Leidenschaftlich?" sagte der Prinz und bog sich fast zu nah zu Esther hin. „Kennen Sie dieses Wortes Bedeutung?"

„Warum nicht? Es gibt viele Dinge, die ich leidenschaftlich liebe."

„Welche zum Beispiel?" flüsterte der junge Herzog. „O Esther, ich liebe nur ein Wesen leidenschaftlich —"

„Das weiß ich," sagte sie und zupfte gleichgültig an den Blumen ihres Bouquets. „Graf Malstädt hat es mir verrathen — es ist Ihr schönes arabisches Pferd, Hoheit —"

Der Prinz biß sich auf die Lippen, während eine dunkle Röthe in seine Wangen stieg; dann lachte er und sagte rasch: „Sehr gut! Ja, mehr kann er auch nicht verrathen, als er weiß."

In dem Augenblick verstummte die Musik.

„Der Tanz ist zu Ende," sagte Esther.

„Leider," erwiederte der Prinz, sich verneigend. „Und wer ist Ihr nächster Tänzer?"

„Herr von Philbert."

Während Esther mit dem Prinzen sich unterhalten, hatte sie nicht bemerkt, daß sie von dessen Adjutanten unaufhörlich beobachtet worden waren. Ihm zur Seite stand ein junger Mann in Civil.

„Sie sind wahrhaftig schwer zu befriedigen, Herr von Costar," sagte Graf Malstädt und drehte an seinem Schnurrbart, während er seine Augen im Saal umherschweifen ließ. „Ja, vor den Augen eines Malers finden allerdings wenige Gesichter Gnade. Aber warten Sie, ich habe Ihnen schon ein Fräulein von Tossen gezeigt, jetzt meine ich aber nicht die Hofdame, sondern deren Nichte — freilich, wenn Sie einen durchaus klassischen Kopf sehen wollen, wird auch dieser Ihren Ansprüchen nicht genügen. Dort — sehen Sie einmal, dort steht sie zwischen Sommer und Herbst, ihrer Tante und der alten Frau von Markowitz — sie ist heute Abend sehr vortheilhaft gekleidet — nun, was sagen Sie zu dieser Figur?"

„Soweit ich aus der Entfernung urtheilen kann, ist die ganze Erscheinung sehr anmuthig," erwiederte der junge Maler, welcher seit vier Wochen sich in der Residenz aufhielt, um das Porträt des Erbprinzen anzufertigen. Der Prinz hatte ihn im

vorigen Jahre in Brüssel kennen gelernt und ihn sogleich mit dieser Arbeit beauftragt, als er hörte, er wolle den kommenden Winter nach H. kommen, um einige seiner Verwandten aufzusuchen.

„Sie müssen dieselbe in der Nähe sehen, mon ami. Im Vertrauen, unser gnädigster junger Herr ist nicht wenig von der kleinen Nixe behext. Ich stelle Sie ihr vor, kommen Sie!"

„Besten Dank, Herr Graf, der Künstler genießt die Schönheiten der Natur schon genugsam durch seinen dafür stets offenen Blick und liebt oft nicht die allzu große Nähe. Indessen möchte ich mich bald der jungen Prinzessin vorstellen lassen, der Prinz hatte es mir versprochen."

„Das hat Seine Hoheit längst vergessen. Kommen Sie, ich werde während dieser Pause schon Gelegenheit finden, Sie in dero Nähe zu bringen, um Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen."

Sie wandten sich nach der Stelle, wo Prinzessin Leonie sich mit einem Kreis junger Damen auf das Heiterste unterhielt. Sie hatte jedoch, trotzdem sie eifrig sprach, ihre Blicke oft nach der Richtung gleiten lassen, von welcher sich Graf Malstädt mit dem jungen Maler nahte. Ihr Herz schlug heftig,

denn sie hatte den jungen Künstler mit dem größten Interesse schon so lange verfolgt, als er sich in der Residenz aufhielt. Heute Abend bot sich endlich Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Ihr Bruder hatte ihr bereits mitgetheilt, daß er ihr denselben vorstellen würde, aber seine Gedanken waren vollkommen unfähig, sich mit einem andern Gegenstand zu beschäftigen als mit Esther, und er war egoistisch genug, nur an sich zu denken.

Graf Malstädt näherte sich endlich ehrerbietig; Herr von Costar blieb zurück.

„Ich hatte bis jetzt noch nicht die Gnade und das Glück, Hoheit meinen Respekt zu Füßen legen zu können."

„Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Graf," flüsterte die Prinzeß erröthend.

Die jungen Damen traten zurück. „Haben Sie schon viel getanzt?"

„Nein, Hoheit, ich war so vertieft in die Unterhaltung mit Herrn von Costar, daß ich die beiden ersten Tänze versäumt habe. Gestatten mir Hoheit, Herrn von Costar vorzustellen?"

Der junge Maler verneigte sich ehrerbietig und trat dann einige Schritte vor.

Die kleine Prinzessin ward feuerroth, als sie die gewöhnliche Frage that: „Wie gefällt es Ihnen hier?"

„Sehr gut, Hoheit, besser als ich erwartet, das muß ich offen gestehen."

„Bis jetzt ist es noch nicht erlaubt gewesen, das Porträt meines Bruders zu sehen," fuhr die Prinzessin fort, während sie ihre Blicke zur Erde senkte. „Wird es bald vollendet sein?"

„In ein paar Tagen hoffe ich es dem Hofe zeigen zu können. Indessen wenn Hoheit die Arbeit interessirt, würde es mir eine große Ehre sein, wenn Sie morgen in das Atelier kommen und das Bild, ehe ich es als vollendet anzeige, in Augenschein nehmen wollen. Der Künstler übersieht leicht durch den immerwährenden Verkehr mit seinem Werke einen Fehler, welcher sich dem frischen Blick gleich offenbart. Einen solchen Fehler zu ändern, würde jetzt noch eine Kleinigkeit sein."

Die Prinzessin war verlegen und überrascht. Sie sah zu Graf Malstädt auf. Durfte sie es wagen, Ja zu sagen?

„Ich kann das sehr leicht begreifen, Herr von Costar, was Sie da eben sagen," bemerkte Graf Malstädt.

Die Prinzessin gewann endlich so viel Sicherheit, um sich mit dem Künstler frei unterhalten zu können. Jetzt näherte sich Graf Malstädt Esther, welche nicht weit von der Prinzessin gestanden.

„So in Gedanken, gnädiges Fräulein? Haben Sie sich den interessanten Maler betrachtet, mit welchem sich Prinzessin Leonie so huldvoll unterhält?"

„Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen. Er ist ein Künstler?"

„Ah, ich vergaß, daß Sie erst seit einigen Tagen hier sind. Wir haben den jungen, talentvollen Mann in Brüssel kennen gelernt, wo einige von ihm ausgestellte Porträts den Herzog so ansprachen, daß er ihn zur Ausführung seines eigenen hieher eingeladen hat. Herr von Costar, kann ich Sie versichern, wird die Herzen der jungen Damen hier im Sturm nehmen."

Ein höhnischer Blick glitt zur jungen Prinzessin. Esther folgte diesem Blick, ihre Augen weilten auf dem männlich ruhigen Antlitz des Künstlers, es kontrastirte sonderbar gegen die erregten Züge der Prinzessin — in diesem Augenblick ertönte die Musik, Graf Malstädt machte eine tiefe Verbeugung

vor Esther. „Dieser Tanz, Fräulein von Tossen, ist, denke ich, der meine?“

„Ja,“ sagte sie zerstreut, „ich denke, es ist so.“ —

Die Prinzessin trat zurück, Herr von Costar verbeugte sich und verlor sich in der Menge.

Esther wollte sich mit ihrem Tänzer entfernen, als die Prinzessin ihr rasch zurief: „Fräulein von Tossen, ich erwarte Sie nach diesem Tanz, um Ihnen etwas mitzutheilen.“

Esther verneigte sich.

Fräulein von Erlen trat zur Prinzessin und fragte, welchen Herrn sie für diesen Tanz befehle. — Graf Malstädt flog mit Esther im Arm über den glatten Parketboden leicht dahin, er war einer der eleganteſten und besten Tänzer. Esther hatte nur wenig Unterricht in dieser Kunst von ihrer Tante Philippine erhalten, aber sie hatte mit leichter Mühe es bald sehr weit darin gebracht, sie schwebte im sichern Arm des Grafen, von den Tönen der feurig wirbelnden Walzermelodie getragen, wie eine Fee dahin; man konnte kein graziöseres Paar sehen. Beide schienen nicht aufhören zu können. Endlich führte Graf Malstädt seine Tänzerin wieder an

ihren Platz, allein er zögerte einen Augenblick, ihre Hand freizugeben, bis sie Esther hastig zurückzog.

„Sie haben bereits zwei sehr verschiedene Tänzer gehabt, Fräulein von Tossen," sagte er lächelnd. „Nur in ihren Gefühlen scheinen sie übereinzustimmen; aber ich, als Ihr aufrichtigster Freund, warne Sie vor Beiden."

„Wahrhaftig?" lachte Esther. „Sie sind sehr kühn, Herr Graf, Sie nennen sich meinen Freund und geben mir im Augenblick einen Beweis, wie wenig man auf Ihre Freundschaft bauen kann."

„Inwiefern?"

„Indem Sie aus Eigennutz Ihre Freunde in ein schlechtes Licht stellen. Allein ich kann Ihnen versichern, daß ich Ihnen nicht glaube."

„Es gibt aber ein Gefühl, das stärker ist als Freundschaft."

Graf Malstädt's Augen suchten Esther's Blicke zu erhaschen. Diese schweiften jedoch im Saal umher.

„Wer ist die junge Dame, mit welcher Prinz Ludwig tanzt?"

„Wer kennt all' die jungen Damen hier? Jedenfalls tanzt sie ebenso unbehülflich wie der Prinz."

„Ich tanzte mit dem Prinzen sehr gut,“ erwiederte Esther und folgte dem Paar mit den Augen. „Ueberhaupt finde ich, daß dem Prinzen die Galauniform vortrefflich steht.“

„Man kann nicht ungenirter seinen Geschmack erklären — und dennoch rathe ich Ihnen, trauen Sie ihm nicht. Glauben Sie mir, er ist noch ein halbes Kind und Sie sind ein Spielzeug, das er nach Gefallen zur Seite wirft; Sie sind noch zu unerfahren, um schon ein reifes Urtheil fällen zu können. Er hält selten, was er verspricht; so verlockend die süßen Liebesschwüre eines Prinzen klingen, so wenig Dauer versprechen sie. Bei Gott, ich könnte Ihnen Beweise für meine Behauptung geben, die Sie erbeben machen würden.“

Esther's Augen funkelten. Die leidenschaftlichen Worte aus dem Munde dieses Mannes zu hören, entzückte sie, ihre Seele flog in Gedanken zu dem Wesen, welches ihr das Gegengift für die Liebe eingeimpft. Ja, der Triumph war süß, kalten Herzens das verlachen, verhöhnen zu können, was Andere mit diesem blinden Wahn, mit dieser verzehrenden Glut erfüllte!

In diesem Augenblick tanzte die Prinzessin

an ihnen vorüber. Ihr Tänzer war der junge Maler.

„Charmant!“ rief Graf Malstädt. „Die fürstlichen Geschwister sind überaus gnädig heute Abend. Kommen Sie,“ sagte der Graf und faßte Esther in seine Arme, denn er hatte bemerkt, daß sich Prinz Ludwig ihnen näherte, „wir wollen tanzen.“

Die Musik schmetterte durch den Saal, — es lag ein eigener Jubel in diesen Trompetenklängen, diesen Paukenschlägen, die jungen Paare flogen an einander vorüber, als wollten sie im fröhlichen Uebermuth einen Wetttanz beginnen. Graf Malstädt faßte seine Dame fester und fester, — einen Augenblick beugte er seinen Kopf zu ihr hernieder und flüsterte: „Esther, verabschieden Sie den Prinzen, Sie müssen mein werden!!“

Er tanzte weiter, Esther schwieg. „Esther, sagen Sie mir, ob Sie mein Weib werden wollen?“ — —

Weiter flog er mit seiner Beute, er wollte ihre Antwort haben, ehe er sie aus seinen Armen ließ, aber plötzlich verstummte die Musik, — das Paar war nicht unbeobachtet geblieben. Herr von Philbert war vom Prinzen beauftragt worden, den Tanz rasch beenden zu lassen. Als Graf Malstädt Esther

freigeben mußte, stand der Prinz bereits an ihrer Seite.

„Das Souper wird sogleich seinen Anfang nehmen," sagte er, sich vor dem jungen Mädchen verbeugend. „Darf ich um Ihren Arm bitten?"

Graf Malstädt sah Esther fragend an; sie verneigte sich artig und folgte dem Prinzen.

„Das war ein unerlaubt langer Tanz," sagte er ärgerlich. „Ich muß gestehen, Graf Malstädt hat vergessen, daß man bei Hof nicht solche Touren tanzt, es ist höchst unpassend, seine Dame zu ermüden."

„Wir waren so in den Tanzstrudel gekommen," lachte Esther, „daß wir im frohen Genuß die Grenze überflogen haben."

Esther hatte vergessen, daß die Prinzessin sie zu sprechen gewünscht. Fräulein von Erlen kam eilig auf sie zu. „Hoheit läßt bitten —"

„Nur einen Augenblick —"

„Ganz zu Befehl, ich werde indessen gehen und Herrn von Philbert bitten, Ihr Tischnachbar zur Rechten zu sein. Hoffentlich ist Ihnen der Herr genehm."

Esther eilte zur Prinzessin, welche ihr sehr erregt entgegenkam.

„Fräulein von Tossen, Sie müssen morgen mit mir in Herrn von Costar's Atelier kommen!" — Als sie Esther's Ueberraschung bemerkte, fuhr sie fort, indem sie ihre Armbänder nervös herauf und herunter schob: „Esther, Sie müssen, sage ich Ihnen! Fräulein von Erlen wird uns begleiten. Seien Sie präzis Elf bei mir. Aber nicht mit Ihrer Tante Vielliebchen, — hören Sie, Sie allein! Wie gefällt Ihnen der Ball? Ich finde ihn entzückend!"

Ehe Esther geantwortet, wandte sich die Prinzessin zu ihrem Kavalier, welcher ihrer bereits harrte.

Herr von Philbert war der Aufforderung des Prinzen, neben Esther den Platz einzunehmen, mit großem Eifer gefolgt, denn er hatte nur den einen Wunsch, das eine Streben, zu dem Reichthum des Emporkömmlings den Glanz eines Titels durch den Umgang mit vornehmen Freunden hinzuzufügen, und hatte auch Esther sich durch ihr Aeußeres zu seinem Herzen einen Weg gebahnt, erhöhte doch die Gunst, welche das fürstliche Geschwisterpaar ihr bezeigte, noch ihren Werth. Er bemühte sich daher bei Tisch, ihr unverkennbar seine Zuneigung kundzugeben, und

der Prinz fand schließlich, er hätte vielleicht besser gethan, dem Grafen Malstädt den ihm angewiesenen Platz zu lassen, als ihn diesem Herrn zu übertragen. Seine Stimmung wurde daher immer düsterer, und je heiterer Esther scherzte, desto unwilliger wurden seine Antworten. Endlich ward das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gegeben. Man beschränkte bei großen Hofbällen das Souper so viel als möglich.

„Darf ich Sie zu Ihrer Tante geleiten?“ sagte der Prinz in ziemlich kühlem Ton.

„Das ist sehr gnädig,“ erwiederte Esther, während sie ihren Arm leicht in den seinigen legte.

„Wissen Sie,“ flüsterte er, „daß ich bald zu dem Glauben gelange, ich könnte Sie hassen?“

„Das ist noch immer besser, als wenn ich Ihnen gleichgültig würde, Hoheit.“

Sie sah zu ihm auf mit jenem schelmischen Ausdruck, der ihn von Anfang an so für sie eingenommen, und der Keim von Haß und Aerger verwelkte in seinem schwachen Herzen unter diesem Sonnenstrahl ihrer Augen. Er preßte ihren Arm fester an sich. „Nun, dann sagen Sie mir jetzt nur das Eine: bin ich Ihnen gleichgültig?“

„Wie könnte das möglich sein! Die Gnade, die Hoheit und die Prinzessin Leonie für mich haben, ist mir von größter Wichtigkeit.“

„Gnade?“ sagte der Prinz hastig. „Weiter legen Sie meinen Worten keine Bedeutung unter? Das ist unerhört!“

„Darf ich Hoheit bitten, — dort ist meine Tante,“ sagte Esther, sich rasch nach der Richtung wendend, wo diese stand. Sie zog ihren Arm aus dem des Prinzen.

„Ich muß Sie allein sprechen,“ raunte er ihr noch rasch zu. „Es koste, was es wolle,“ und entfernte sich eilig.

Esther trat zu ihrer Tante.

„Darf ich Dir Herrn von Costar vorstellen?“

Sie hatte den Künstler nicht bemerkt, welcher eifrig mit ihrer Tante gesprochen; sie sah zu ihm auf und begegnete einem jener Blicke, welche man nur höchst gleichgültigen Personen schenkt.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht,“ setzte die Tante die unterbrochene Unterhaltung mit ihrem Herrn wieder fort, „die regelmäßige Wiederholung von Festen, die in den Bann der Etikette eingezwängten Genüsse stumpfen zuletzt die feinen Empfindungen

ab, und was das Schlimmste ist, sie gewöhnen uns schließlich daran, Alles einer maschinenmäßigen Ordnung zu unterwerfen, so daß man sich mehr als Rad eines Uhrwerks betrachten kann, denn als eine freie Kreatur."

Herr von Costar lächelte schmerzlich, es that ihm leid, als er in das freundlich sanfte Antlitz der Hofdame blickte, die so tief empfand, was sie entbehrte, ohne es ändern zu können.

„Ja, all' das Gegentheil von dem, was Sie eben so richtig bemerkt, ist des Künstlers Dasein." Ein glücklicher Ausdruck überflog sein Gesicht. „Indem er der Natur in das ewig freie, wahre Antlitz sieht, mit der Sehnsucht, sie zu erreichen, dem freudigen Gefühl, sie zu verstehen, durch seine Hand sie für die Mitwelt zu verherrlichen, erhebt er sich zu ihren Genüssen, wird er ihrer reinen Freuden theilhaftig und steht da, ein Fürst in ihrem unbegrenzten Reich."

Er schwieg, eine leichte Röthe überzog sein Gesicht.

„Das sind gottbegnadete Menschen," sagte Ernestine, „die durch ihr Talent unabhängig sind. Wohl ihnen."

Esther hatte aufmerksam zugehört, in ihrer Seele athmete ja ebenfalls derselbe Trieb, derselbe Wunsch, frei und unabhängig sich über ihresgleichen erheben zu können; aber dieß Gefühl hatte sich bei ihr nicht als schöne Blüte einer edlen Seele entfaltet, sie wollte nichts erringen, als das, was dem Tyrannen eine Wollust ist: lächeln können, während Andere Thränen vergießen.

Es war eine Pause eingetreten. Dann sagte Herr von Costar: „Die Prinzessin wird morgen das Porträt des Prinzen in meinem Atelier in Augenschein nehmen. Darf ich hoffen, gnädiges Fräulein, daß Sie dieselbe begleiten werden?"

„Um welche Zeit?"

„Zwölf Uhr Vormittags. Es würde mich unendlich freuen."

„Wie gerne würde ich mir diesen Genuß gönnen, aber um diese Stunde muß ich einige Besuche für die Frau Herzogin abstatten." Sie lächelte. „Da haben Sie gleich ein Beispiel, wie verschieden Ihr Dasein ist von dem meinen."

Esther stand noch immer schweigend neben ihrer Tante. Diese wandte sich rasch mit der Frage an

sie: „Vielleicht ist die Prinzessin so gnädig, Dich mitzunehmen, Esther?"

„Wenn sie es befiehlt, werde ich gehorchen," erwiederte Esther kalt.

„Darf ich bitten?" Herr von Costar reichte der Hofdame den Arm. „Sie hatten mir den Tanz nach dem Souper gestattet."

Indem Esther gedankenvoll dem Paar nachsah, hörte sie neben sich die Stimme des Grafen Malstädt. „Geben Sie mir diesen Tanz, es ist der vorletzte, noch eine Quadrille, dann wollen sich die Herrschaften zurückziehen."

Esther sah ihn erstaunt an. „Dieser Tanz gehört Herrn von Philbert, dort kommt er schon."

„Und die Antwort auf meine Frage von vorhin?"

Sie warf den Kopf zurück und hinter ihren dunklen Wimpern, aus den halbgeschlossenen Lidern funkelten ihm ihre glühenden Augen zu. „Sie lieben ja so die Charaden, — ich will sie Ihnen in Räthselform geben." Sie lachte und sagte, indem sie ihrem Herrn die Hand reichte: „Was nicht wenig — was nicht schwer —"

Graf Malstädt horchte auf, allein die Musik verschlang die letzten Worte. „Was nicht wenig,

was nicht schwer!" murmelte er vor sich hin. „Ich bin ein Narr, daß ich mich von ihr so behandeln lasse, aber ich will diesem fürstlichen Knaben den Sieg nicht gönnen."

Mit dem Schlag Eins hatte der Hofball sein Ende erreicht. Eine halbe Stunde später herrschte bereits tiefe Stille und Dunkelheit, wo kurz vorher rauschende Musik, Lichterglanz und helles Lachen gewesen. Die Equipagen rollten durch die Straßen und ließen tiefe Spuren in dem frischgefallenen Schnee zurück. — Tante Philippine wachte auf, als Esther im Nachtkleid, mit dem brennenden Licht in der Hand, in's Schlafzimmer trat. Sie fragte müde: „War es schön, Kind?"

„Wunderbar schön!" erwiederte ihre Nichte; aber der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, klang wie ein Hohn darauf.

Zwölftes Kapitel.

Sie barg in den Polstern ihr heiß Gesicht,
Sie wollte schlafen und konnt' es nicht.

Mirza=Schaffy.

Das Atelier des Herrn von Costar befand sich in einem Flügel des herzoglichen Schlosses. Das Zimmer lag nach Norden und hatte vorzugsweise hohe Fenster, welche die Aussicht in einen kleinen Garten gewährten, was freilich in jetziger Jahreszeit keinen andern Vortheil bot, als daß kein Geräusch hinaufdringen konnte.

Der Künstler war, trotz der späten Heimkehr vom Hofball, bereits zeitig nach seinem Atelier geeilt, aber sein Eifer schien nicht dem Porträt des Erbprinzen gegolten zu haben, denn er hatte ein Skizzenbuch vor sich liegen, in welches er eifrig zeichnete. Plötzlich hörte er Schritte der Thüre sich

nahen, er schloß das Buch eilig und legte es in eine Schublade des Tisches, welcher ihm zugleich als Schreibtisch diente.

Gleich darauf klopfte es an. Auf sein „Herein!" trat ein Lakai ein und fragte, ob Herr von Costar den Besuch der Prinzessin jetzt empfangen könne?

Er hatte sie schon längst erwartet, denn es war bereits halb ein Uhr. Als sie gleich darauf eintrat, überflogen die Blicke des Malers die Damen, welche ihr folgten, und ein ärgerlicher Ausdruck zog einen Augenblick seine Lippen scharf zusammen.

„Wir kommen etwas spät," sagte die Prinzessin und sah mit einem verlegenen Lächeln nach Herrn von Costar, welcher sich tief vor ihr verneigte. „Aber die Mama hatte so viel beim Frühstück zu erzählen, daß wir bis jetzt aufgehalten wurden."

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Hoheit sind jeden Augenblick willkommen."

„Auch meine Begleiterin muß ich mit einer Befürwortung einführen," setzte sie hinzu und sah nach Esther, „da ich nur von mir und Fräulein von Erlen gesprochen."

Esther erröthete tief und blieb zurück, als Herr

von Costar, ohne auf diese Worte einzugehen, höflich näher zu treten bat.

Das Porträt des Erbprinzen war lebensgroß und in der Uniform des Regiments gemalt, dessen Chef er seit seinem fünfzehnten Jahre war. Der Künstler hatte sich auf das Glücklichste bemüht, den matten Zügen des jungen Herzogs einen pikanten Ausdruck, der steifen militärischen Haltung die Elastizität der Jugend zu geben.

Herr von Costar war bescheiden zurückgetreten, während die Prinzessin sich dem Bild genähert hatte. Ihre Augen drückten ein unverkennbares Gefallen an dem Werk aus, und ihr Mund zögerte nicht, diese Gefühle auszusprechen. „Wie ähnlich!" rief sie, fast mit dem überraschten Ausdruck eines Kindes. „Die Auffassung so vortheilhaft, so angenehm! Ich wüßte an dem Bild nichts auszusetzen, nicht das Geringste verändert zu sehen!"

„Hoheit sind sehr gnädig," sagte Herr von Costar und trat jetzt vor. „Ich habe mir erlaubt, die Zukunft näher heran zu rücken, indem ich den Erbprinzen vielleicht männlicher dargestellt, als er gegenwärtig erscheint. Nur die Besorgniß, ob es Beifall finden werde, machte mich zaghaft."

„Fräulein von Tossen,“ wandte sich die Prinzeß plötzlich zu Esther, welche mit einer Art von Trotz sich dem Bild fern gehalten, „seien Sie nicht zu bescheiden, treten Sie näher und geben Sie Ihr Urtheil ab. Wie lange haben Sie an dem Porträt gemalt, Herr von Costar?“ wandte sich jetzt die Prinzessin wieder an den Maler, während die beiden anderen Damen ihrem Befehl gefolgt und näher herangetreten waren.

„Es werden sechs Wochen sein, ich habe es Prima gemalt. Darf ich Hoheit nicht bitten, sich einen Augenblick niederzulassen?“

„Ich bin durchaus nicht müde, danke.“ Sie sah wieder nach dem Bild.

„Nun, meine Damen, finden Sie den Prinzen nicht sehr vortheilhaft aufgenommen?“

„Ausgezeichnet!“ rief Fräulein von Erlen und hielt ihre Lorgnette vor die Augen. „Charmant! eine so angenehme Aehnlichkeit!“

Die Prinzessin sah zu Esther hin. „Nun und Sie, Fräulein von Tossen, kein Wort kommt ja über Ihre Lippen.“

Esther's Augen glitten vom Werk zum Meister. Er stand an den Tisch gelehnt, er begegnete ihren

Blicken so ernst und kalt, daß sie sich gereizt abwandte und gleichgültig sagte: „Gewiß, es ist sehr ähnlich."

„Ich wollte, Herr von Costar, Sie könnten mir Fräulein von Tossen malen!" sagte die Prinzessin eifrig, als wolle sie Esther's Gleichgültigkeit bemänteln. „Es würde mir solch' eine Freude gewähren — ist es nicht möglich?"

„Hoheit, ich glaube nicht. Die Zeit, welche mir noch bleibt, bis ich meinen Verpflichtungen in Brüssel nachkommen muß, habe ich nothwendig noch anderen Geschäften zu widmen, die ich bis jetzt gänzlich vernachlässigt."

„Das ist mir sehr leid," erwiederte sie kurz.

Esther hatte sich bei den ersten Worten der Prinzessin rasch zur Seite gewandt, um eine dunkle Röthe zu verbergen, die sie in ihre Wangen steigen fühlte. Ihr Herz schlug heftig bei dem Gedanken, daß sie sich stundenlang zu diesem Mann setzen sollte, um der Prinzessin die Gelegenheit zu geben, diesen Sitzungen beiwohnen zu können.

Herr von Costar hatte dennoch ihre Röthe, ihren Zorn bemerkt und hätte Esther das Lächeln gesehen, das seine Lippen dabei umspielte, es würde sie

sicherlich viel mehr gereizt haben, als seine abschlägige Antwort, sie zu malen.

Als die Prinzessin so lange als nur irgend möglich dem Bild ihre Aufmerksamkeit geschenkt, geruhte sie endlich, den ihr vorhin angebotenen Stuhl anzunehmen.

„Ich habe eine große Bitte, Herr von Costar,“ sagte sie und in ihrem jungen Gesicht lag eine ganze Sonne von Freundlichkeit.

„Zeigen Sie uns einige Skizzen, die Sie voriges Jahr in Spaa von berühmten Persönlichkeiten angefertigt. Sie dürfen mir diesen Wunsch nicht abschlagen, denn mein Bruder hat sie gesehen und mir davon erzählt.“

„Mit dem größten Vergnügen, Hoheit.“ Er eilte auf eine Mappe zu, welche am Boden stand, und breitete dieselbe vor der Prinzessin aus.

„Bitte, meine Damen,“ sagte diese, indem sie das erste Blatt in die Hand nahm, „stellen Sie sich mir zur Seite, so können wir Alle zu gleicher Zeit diese Zeichnungen betrachten.“

Es waren vortreffliche Arbeiten, theils Aquarellen, theils Bleistift- oder Federzeichnungen. Während die Prinzessin die Skizzen betrachtete, ver-

finsterte sich der vorher klare Himmel nach und nach immer mehr, bis zuletzt ein heftiger Windstoß, welcher an dem Fenster rüttelte, die Prinzessin aufsehen machte.

„Welch' ein Sturm!" rief sie lachend. „Jedesmal, wenn ein Konzert angesagt wird, haben wir das abscheulichste Wetter. Werden Sie das Konzert besuchen?" — wandte sie sich an Herrn von Costar.

„Nein, Hoheit, zu meinem Bedauern nicht; die Musik gewährt mir zwar einen großen Genuß, aber ich habe mich verpflichtet, bei einer Schlittenpartie, welche heute Abend stattfindet, einen Schlitten zu führen."

Die Prinzessin bückte sich auf das vor ihr liegende Porträt einer russischen Dame im Nationalkostüm tief herab.

„Wer hat die Partie arrangirt?" fragte sie leise.

„Ein Assessor von Rode; ich bin mit ihm befreundet und verdanke ihm die Einladung. Meine Dame ist Fräulein Harriot, die Tochter des Professors Harriot, Hoheit haben vielleicht von ihm gehört, auch wohl von der Tochter? Sie soll eine bekannte Schönheit sein."

„Der Name ist mir nicht unbekannt," sagte sie leichthin. „Und wer ist diese Dame?" fragte sie weiter und hielt eine hingeworfene Zeichnung empor.

„Die Frau des amerikanischen Gesandten, eine tollkühne Reiterin."

Die Prinzessin legte das Blatt hin.

„Das Konzert beginnt erst um acht Uhr — sicherlich wird die Schlittenpartie bis dahin längst vorüber sein," sagte sie, indem sie die Mappe zusammenlegte. „Ich wünschte wirklich, Sie könnten heute Abend unsere erste Sängerin hören."

„Es wird unmöglich sein, Hoheit; man fährt erst um Sechs fort, das Ziel ist Eggertshof und man sagte mir, daß man eine gute Stunde brauche, bis man dort angelangt — mit einem Wort, die Hauptsache ist ja, nach dem Souper bei Fackelschein nach Haus zu fahren. Da möchte es also leicht zehn Uhr werden, ehe die Gesellschaft zurück ist."

Die Prinzessin erhob sich. „Allerdings, dann ist's zu spät." Sie war ärgerlich und noch zu viel Kind, um dieß Gefühl zu verbergen.

Fräulein von Erlen suchte ihr zu Hülfe zu kommen und fragte, ob sie die Skizze zu dem Porträt des Erbprinzen bemerkt? — Aber die Laune

war getrübt, sie warf einen flüchtigen Blick hin und sagte:

„Wir dürfen nicht zu unbescheiden sein, die Zeit eines Künstlers ist so kostbar.“

Sie eilte nach der Thüre.

„Darf ich bitten?“ sagte Herr von Costar und überreichte ihr einen kleinen Hermelinmuff, welchen sie auf dem Tisch hatte liegen lassen. Sie wandte sich um und indem sie dankte, sah sie zu ihm auf; sie begegnete einem so freundlichen, liebevollen Blick, daß sie tief erröthete, und die Thränen, welche die abschlägige Antwort ihr in die Augen getrieben hatte, zehrte der Sonnenstrahl eines glücklichen Lächelns wieder auf.

Fräulein von Erlen hatte für solch' feine Nüancen des Gefühls kein Verständniß, sie war nur froh, als sie die gute Stimmung der Prinzessin wiederkehren sah.

„Darf ich Hoheit nochmals meinen tiefen Dank aussprechen für die Gnade, mir diesen Besuch gewährt zu haben?“ sagte Herr von Costar.

„Ich möchte Ihnen danken,“ erwiederte die Prinzeß verlegen. „Und auf baldiges Wiedersehen.“

Herr von Costar verneigte sich, die Prinzessin

war vorangeschritten, dann folgte die Hofdame; Esther mußte, als die Jüngere, einen Augenblick zurücktreten; diesen kurzen Moment stand sie dem Künstler gegenüber — sie sahen sich Beide an und in beider Blicken lag die Frage: Feind — oder Freund?

Die Prinzessin, am Ende des Ganges angelangt, bat Esther, einen Augenblick mit in ihr Zimmer einzutreten, um ihr ein kleines Collier zu zeigen, welches sie zu verschenken beabsichtige. „Fräulein von Erlen," wandte sie sich an diese, „wollen Sie die Güte haben, auch die Ringe auf mein Zimmer zu besorgen, die Sie bereits wieder mitgenommen?"

Fräulein von Erlen entfernte sich. Als die Prinzessin mit Esther in ihrem Zimmer angelangt war, warf sie sich in einen Fauteuil und sagte ärgerlich: „Esther, ich kann Ihnen nicht sagen, wie schön dieses Mädchen ist!!"

„Welches Mädchen?" sagte Esther, scheinbar gleichgültig.

„Mein Gott! diese Professorstochter!"

„Hoheit kennen das Fräulein?"

„Freilich! man hat sie mir schon öfters im Theater gezeigt. Ein Glück nur — sie soll rasend langweilig sein. Aber denken Sie sich, welch' ein

Abend! Er fährt sie hin, natürlich auch zurück und noch natürlicher — wird er das Schlittenrecht begehren."

„Das Schlittenrecht?" — fragte Esther erstaunt. „Das kenne ich nicht."

Die Prinzessin sprang rasch auf und sich vor Esther auf die Fußspitzen erhebend, drückte sie mit ihren vollen Lippen einen innigen Kuß auf des Mädchens Mund.

„Ah — das ist sonderbar — davon hatte ich keine Ahnung."

Die Prinzessin warf ungeduldig ihre Pelzjacke ab und lief an einen kleinen Schrank, aus welchem sie ein Schmuckkästchen nahm. „Da, sehen Sie sich das Ding an, Sie brauchen nicht zu sagen, ob es Ihnen gefällt — sagen Sie mir lieber, wie Ihnen Herr von Costar gefallen hat?"

Esther nahm das Etui in die Hand und sagte: „Jedenfalls sein Bild besser als er."

„Esther!!" rief die Prinzessin und schlug die Hände zusammen. „Ist es möglich, mein Bruder könnte Ihnen besser gefallen, als dieser schöne Mann?"

„Nein, o nein, Hoheit mißverstehen mich —"

Die Thüre ging auf und Fräulein von Erlen trat ein.

„Es thut mir unendlich leid, die Ringe sind bereits zurückgeschickt!“

„Betrüben Sie sich nicht darüber, ma chère,“ sagte die Prinzessin gleichgültig. „Bitte, schellen Sie, daß die Jungfer kommt, meine Sachen zu nehmen.“

„Hoheit verzeihen, es ist Zeit zum Spazierenfahren, der Wagen wartet bereits.“

„Schon Zeit? Nun dann adieu, liebes Fräulein,“ wandte sie sich zu Esther. „Ich wollte, es wär' eine Schlittenfahrt,“ sagte sie seufzend. „Ich sehe Sie doch im Konzert? Tante Vielliebchen ist wohl geneigt, es zu besuchen?“

„Gottlob ja, Hoheit, ich freue mich sehr auf die schöne Musik.“

Esther verneigte sich ehrerbietig und verließ das Gemach.

Um sechs Uhr hörte man die hellen Schlittenglocken, begleitet von Peitschenknallen, an allen Straßenecken. Dann ordnete sich der Zug und fuhr unter Scherzen und Lachen aus dem „Wilhelmsthor“ in die beschneite Landschaft hinaus. —

Zwei Stunden später nahm das Konzert seinen Anfang. Der Hof war pünktlich erschienen, aber das Haus leer, trotz der guten Besetzung. Prinzessin Leonie gönnte Niemand ein Lächeln als Esther, welche ihr gegenüber in einer Loge mit Tante Philippine und Herrn von Philbert saß.

Die Sängerin sang von Liebe und Liebesglück. Esther scherzte über diese Worte mit ihrem Herrn und die Prinzessin verstand zum ersten Mal ihre Bedeutung.

Das Konzert war früh zu Ende.

Tante Philippine trug die gehörten Melodieen mit nach Hause und summte sie, theilweise richtig, theilweise falsch, zwischen Theetrinken und Erzählen vor sich hin. Endlich stand sie auf und bat Esther, mit ihr zugleich schlafen zu gehen, da sie sonst durch sie später wieder aufgeweckt würde.

„Ja, ja, ich komme gleich,“ sagte diese, während sie an das Fenster trat und auf die beschneite Straße sah.

Tante Philippine schlief schon lange, während Esther noch wachend sich auf ihrem Lager herumwarf. Da schlug es Elf und während sie die Glockenschläge zählte, klangen dazwischen plötzlich

leise die Schlittenschellen. Dann verstummte die Uhr und die Schellen kamen näher. Jetzt fuhren die Schlitten vorüber, ein rother Schein huschte durch das Zimmer über Esther's weiße Bettdecke. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Nun hat er sein Schlittenrecht verlangt," dachte sie und schlief ein.

Dreizehntes Kapitel.

Dem Adler ist erlaubt allein,
Zu blicken in die Sonn' hinein!

Das Porträt des Erbprinzen hatte allgemein gefallen, die hohen Eltern hatten dem Maler persönlich ihren Dank ausgesprochen, und der junge Fürst selbst that dieß in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bei einem Dejeuner, welches er dem Künstler zu Ehren gab. Außer Graf Malstädt war Niemand zugegen. Der Erbprinz hatte soeben auf das Wohl des Herrn von Costar getrunken, als er nochmals zum Glas griff und feurig rief: „Nun auf das Wohl der Damen! — wir verdanken ihnen die süßesten Augenblicke unseres Daseins. Parbleu, Malstädt, machen Sie nicht ein so ernstes Gesicht bei diesem doppelten Genuß: im perlenden Sekt einer schönen Frau zu gedenken!

Geben Sie mir nicht Recht, Herr von Costar? Was wäre das Leben ohne Liebe und Wein!!" — Die jugendlichen Züge des Prinzen waren sehr geröthet. Graf Malstädt bemerkte dieß und warf dem Maler einen bezeichnenden Blick zu.

„Ich habe die lästigen Zuhörer, die Lakaien, entfernt, so brauchen wir aus unseren Gefühlen kein Geheimniß zu machen. Sie haben mich vorhin unterbrochen, lieber Graf, — ich bleibe dabei, die glänzendste Erscheinung dieses Winters ist Esther von Tossen." — Er leerte nach diesem Ausspruch sein Glas, schaukelte sich nachdenkend einen Augenblick auf seinem Stuhl und sagte dann heftig: „Hören Sie, lieber Costar, könnten Sie mir nicht aus dem Gedächtniß eine leichte Skizze des Fräuleins entwerfen? Sie excelliren ja darin!"

„Hoheit, dennoch ist es nicht leicht in diesem Fall; die Dame hat ein eigenthümliches Gesicht, welches, um ähnlich zu werden, genau beobachtet sein will, und zu einem solchen Studium würde sie sich nie bequemen," erwiederte Herr von Costar, indem er mit seinem Messer zwischen den Resten einiger verzuckerter Früchte auf dem Teller spielte.

„Sehr wahr," bemerkte Graf Malstädt. „Ihr

Gesicht ist so eigenthümlich wie ihr Charakter; sie will verstanden sein."

„Sie scheinen mit der Dame in sehr genaue Beziehung getreten zu sein," sagte der Prinz spitzig.

„Jedenfalls sind wir uns nicht mehr so fremd wie diesen Sommer. Wir zanken uns, um uns desto rascher wieder zu versöhnen." — Er sagte das Sprüchwort: „Was sich neckt, das liebt sich," nicht laut, ließ aber den Sinn hindurchblicken.

Der Prinz war im Begriff, ihm hastig zu antworten, als sich die Thür öffnete und ein Lakai mit einigen Tassen dampfenden Kaffees erschien.

„Im Nebenzimmer!" sagte der Prinz ärgerlich, indem er sich rasch erhob. „Kommen Sie, mein Herr, lassen Sie uns eine Tasse Kaffee am Kamin trinken, hoffentlich entspricht der Mokka der Vorschrift des Herrn von Talleyrand: ‚Noir comme le diable, chaud comme l'enfer, pur comme un ange, doux comme l'amour!' — Setzen Sie Stühle und schüren Sie das Feuer!" rief er dem Lakai zu, während er seinen Arm in den des Herrn von Costar legte und in das neben dem Salon befindliche Kabinet schritt.

Als Alles zu seiner Zufriedenheit geschehen,

warf er sich in einen der hingeschobenen Sessel und stemmte seine Füße gegen den stählernen Rost vor dem Feuer. Nach einer Pause, während welcher Cigarren herumgereicht und der Kaffee servirt wurde, sagte der Prinz, indem er den Dampf seiner Cigarre leicht in die Höhe blies:

„Herr von Costar, welches Kostüm rathen Sie mir zu dem kleinen Maskenfest, das übermorgen beim Hofmarschall stattfindet? Sie kommen doch auch hin?"

„Ja wohl, Hoheit, man war so artig, mich einzuladen." Er sah den Prinzen prüfend an und sagte dann: „Ich würde Hoheit entschieden rathen, eine Maske aus der Zeit von Louis XIV. zu wählen; übrigens kann man auf der Landesbibliothek eines der bekannten Kostümwerke holen lassen und Hoheit können dann selbst wählen."

„Ja, mon cher, das ist sehr leicht angesehen und gewählt, aber in unserer kleinen Stadt nicht leicht beschafft."

„Warum wollen Hoheit nicht jenen schwarzen Sammetanzug vom vorigen Winter nehmen, der Sie so vortrefflich kleidete und damals ja nur im kleinen Cirkel gesehen wurde?" sagte Graf Malstädt.

„Wahrhaftig, das kann ich thun! Danke Ihnen für Ihren Einfall, lieber Graf, aber wissen Sie, Sie könnten mich zu noch größerem Danke verpflichten, wenn Sie mir auf diesem Fest behülflich wären, ein ungestörtes tête-à-tête mit der kleinen Tossen zu verschaffen. Ihre Bemerkung von vorhin läßt mich schließen, daß Sie mit ihr jetzt so stehen, daß Sie etwas über sie vermögen.“

„Wohl möglich, Hoheit, wenn auch nicht zu diesem Zweck.“

Herr von Costar bückte sich und strich die Asche seiner Cigarre in das Kaminfeuer. Der Prinz wandte sich rasch um:

„Was soll das heißen?! Sind Sie etwa mit der Dame verlobt?“

Eine dunkle Röthe schoß in sein Gesicht und seine Augen bekamen einen zornigen Ausdruck.

„Noch nicht, Hoheit, nein, wahrhaftig nicht! Aber — ich bin eine ehrliche Natur und gestehe, daß ich nicht weiß, ob ich abgewiesen würde, wenn ich dem Fräulein einen solchen Antrag stellte.“

„Bei Gott!“ lachte der Prinz, „da möchte ich eine Wette eingehen, daß Sie einen Korb erhielten!

Ich sehe, mon ami, daß Sie das Fräulein nicht kennen, obwohl Sie damit renommiren."

„Hat Fräulein von Tossen noch Eltern?" fragte Herr von Costar, da eine peinliche Pause eingetreten.

„Nein," erwiederte der Prinz. „Sie besitzt nichts als arme Tanten und einen blinden Onkel; indessen taucht ein Gerücht auf, das sie als Erbin irgend einer reichen Pathin oder Verwandten erscheinen läßt und ihr bei vielen Herren außer ihren körperlichen und geistigen Vorzügen noch einen besonders anziehenden, goldenen Heiligenschein verleiht." Sein Blick glitt zur Seite nach dem Grafen. Dieser blieb indessen vollkommen ruhig, trotzdem die Anspielung ihn außerordentlich ärgerte, da sie in Gegenwart eines Fremden geschah.

Die Stimmung des Prinzen war außerordentlich gereizt. Herr von Costar bemühte sich, die Unterhaltung auf einen andern Weg zu bringen, aber es gelang ihm nicht, und es war eine Erlösung, als der Lakai eintrat, um zu melden, daß es bereits zwei Uhr und Hoheit befohlen habe, daran erinnert zu werden.

„Schon zwei Uhr! Ist es denkbar? Was

nicht angenehme Gesellschaft vermag!" sagte der Prinz und warf Herrn von Costar einen freundlichen Blick zu, da dieser bereits zum Fortgehen aufgestanden. „Sie werden entschuldigen, meine Herren," fuhr der Prinz fort, „aber ich habe um zwei Uhr Dienst. Wegen des Maskenanzugs, Herr von Costar, werde ich Ihren artistischen Rath vielleicht noch einmal in Anspruch nehmen. Au revoir!" Er grüßte leicht mit dem Kopf, die Herren verneigten sich ehrerbietig und verließen das Zimmer.

Nachdem Beide im Korridor ihre Mäntel angelegt hatten, schritten sie langsam die breiten Treppen herab.

„Was sagen Sie zu diesem kleinen Prinzen?" fragte Graf Malstädt, während er sich die Handschuhe anzog. „Feuer und Flamme! — Quälen Sie sich nur etwa nicht mit der Skizze, das sind vorübergehende Leidenschaften, wie sie nun einmal Prinzen immer haben. Es ist ein Feuer, was nicht wärmt!"

„Wohl möglich," sagte Herr von Costar. „Wenn es aber nur bei dem jungen Mädchen derselbe Fall ist."

„Darüber können Sie sicher sein!" In dem

Gesicht des Grafen spiegelte sich ein selbstbewußtes Lächeln. „Die Kleine findet an dieser faden Speise keinen Geschmack. Mais, à propos, wie war die Schlittenpartie? Sie hatten ein verteufeltes Glück, fuhren mit der schönen Eda Harriot!“

„Die Partie war vollkommen gelungen und wir werden sie demnächst wiederholen.“

„Heute ist es grimmig kalt und düster,“ sagte Graf Malstädt, setzte seinen Kneifer auf und sah in den Himmel, da beide Herren jetzt auf der Straße angelangt waren.

„Auf Wiedersehen, Herr Graf!“ Herr von Costar lüftete den Hut. „Mein Weg ist sicher nicht der Ihre, ich muß in die Werner'sche Kunsthandlung.“

„Ich muß nach Hause.“

Sie schüttelten sich freundschaftlich die Hände, obgleich ihre Seelen nie weniger harmonirten, als in diesem Augenblick.

Vierzehntes Kapitel.

Hüte dich, schönes Blümelein! —
Volkslied.

Die Wohnung des Hofmarschalls von Dorst war eine der comfortabelsten der Stadt und entsprach ganz den Bedürfnissen dieses Herrn, der, kinderlos und sehr bemittelt, gern und häufig die vornehme Welt bei sich sah. Sehr oft hatten der Herzog und seine Gemahlin die Gnade, seine Feste mit ihrer hohen Gegenwart zu verschönen; allein für den heutigen Maskenball ließen sie sich durch ihre Kinder vertreten.

Die schönen Räume waren bereits sämmtlich beleuchtet, und Herr von Dorst ging eben, dieselben noch einmal genau prüfend, hindurch, da bereits mehrere Uhren die für den Anfang des Festes bestimmte Stunde, neun Uhr, gemeldet hatten. Sein

Kammerdiener folgte ihm auf den Fersen, um, fand sich irgendwo noch etwas zu ändern, dasselbe sofort auf Befehl auszuführen. Aber dieser Fall trat nicht ein, es war Alles zur Zufriedenheit des Hausherrn geordnet.

„Nein, ich wüßte nichts hinzuzufügen oder wegzunehmen," wandte sich der Hofmarschall zu seinem Diener. „Sorgen Sie nur vor allen Dingen, daß die Teppiche vor der Einfahrt rein und wohlgeordnet liegen bleiben und daß das Zeltdach darüber vom Wind nicht abgerissen wird. Sobald der Prinz und die Prinzessin erschienen sind, kann die Musik beginnen. So, das wäre denn Alles. Aber die höchste Zeit, daß die Frau Baronin erscheint," sagte er, auf seine Uhr sehend. „Fragen Sie doch Minna, ob die gnädige Frau noch nicht fertig sei!"

Der Befehl brauchte nicht ausgeführt zu werden, da gleich darauf Frau von Dorst, lächelnd und im höchsten Glanz einer eleganten Balltoilette, eintrat. Die liebenswürdigen Wirthe hatten es für passender gehalten, keine Masken zu wählen, um ihren Gästen auf diese Weise das freundliche Lächeln des Willkommens nicht zu entziehen. —

Bald nach Neun füllten sich die mit Blumenduft und behaglicher Wärme durchströmten Räume mit dem bunten Wirrwarr der verschiedensten Kostüme. Masken, im brillantesten wie im einfachsten Kostüm, bewegten sich an einander vorüber und suchten durch verstellte Stimmen sich zu verstecken oder zu entdecken. Zwei Herren im Domino standen, der Menge bunte Gestalten beobachtend, an der Thür eines kleinen Kabinets.

„Der Prinz ist noch nicht erschienen," sagte der eine Herr zu seinem Nachbar.

„Nein, noch nicht."

„Sie wissen also, welches Kostüm er gewählt?"

„Natürlich dasjenige, welches ich ihm proponirte."

„Sie kennen es genau?"

„Ich denke wohl! Schwarzes Sammetwamms mit Gold, ‚das Mäntelchen von starrer Seide', schwarzes Tricot, rothes Baret mit einer Diamantagraffe und grauer Feder. Voilà tout."

„Und er hat Sie nicht gebeten, ihn zu begleiten? Wünscht oder —"

„Nein, er hofft unbekannt zu bleiben. Das heißt — für alle Anderen, nur für Eine nicht."

„Ist diese Eine schon da?“

„Nein! Die Hofdame hab' ich erkannt. Dort — sehen Sie jene schlanke Gestalt? Sie will, glaube ich, etwas Nixenartiges vorstellen, die Korallen und kleinen Muscheln, womit besonders die Schleppe besetzt ist, hat sie sicher aus der Muschel- und Steinsammlung der Prinzessin geborgt. Die kühle Blonde!“ sagte er lächelnd. „Sie kennen wohl ihren Spitznamen nicht? Aber, wissen Sie, Herr von Costar, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen,“ flüsterte Graf Malstädt, denn er war es, „suchen wir, auf die Fährte der Nichte zu kommen! Der Prinz wird, trotz all' seiner sonstigen Blödigkeit, heute Abend einen Angriff auf das Herz des Mädchens zu machen suchen und ich möchte das junge Blut vor einer solchen Szene behüten.“

„Sie glauben, daß ihr der Prinz gefährlich werden könnte?“

„Frauenherzen sind unberechenbar, besonders bei Prinzen, und ich kann Sie versichern, Kleider thun das Ihrige! Der Prinz wird heute Abend nicht schlecht aussehen. Halt! sehen Sie — sehen Sie einmal dort — das könnte sie sein! Beginnen wir die Jagd — au revoir!“

Der Graf war bereits von der Seite des Malers verschwunden, als er das letzte Wort gesprochen. Herr von Costar sah ihn geschickt sich in die Nähe der Frauenmaske drängen, unter welcher er das Fräulein von Tossen zu finden glaubte. Als er ihm langsam folgen wollte, sah er plötzlich neben sich eine Dame in einem so eigenthümlichen Kostüm, daß er unwillkürlich stehen blieb und den Anzug betrachtete.

Sie trug einen lilaseidenen Rock, welcher bis an die Knöchel der Füße reichte, er war mit grünen Distelblättern aus Sammet reichlich besetzt, welche mit goldenen Adern durchzogen waren. Der Kopf trug dieselben Blätter in verkleinertem Maßstab, an welchen, auf das Zierlichste nachgeahmt, die Distelblume hing; die kleinen Seidenärmel waren mit gleichen Bouquets emporgezogen und auf die lilaseidenen, mit goldener Litze zugeschnürten Stiefelchen hingen Distelblumen als Quasten herab. In der Hand trug sie einen Fächer in Form eines Distelblatts, auf welchem man Buchstaben bemerken konnte, aber bei dem raschen Auf- und Zufalten desselben nicht zu entziffern vermochte.

„Nun?“ fragte die Maske, während ihre Augen

forschend auf dem Domino geruht. „Stehe ich im Wege?"

„Das nicht," erwiederte der Domino. „Aber am Wege, wo die Distel oft steht."

Beide schienen aufmerksam den Ton ihrer Stimme zu prüfen, ohne bis jetzt aus derselben den Besitzer erkannt zu haben.

„Aber man muß sich hüten, sie zu berühren." Die Maske horchte gespannt auf die Antwort.

„Ohne Ausnahme?"

„Ja, ohne Ausnahme." Der Fächer entfaltete sich und der Domino las die in Gold darauf gestickten Worte: „Ne me touchez pas!"

„Wahrhaftig, so viel Kühnheit in den Worten liegt, ebensoviel aufreizende Herausforderung enthalten sie auch!"

Die Dame schlug den Fächer zu und sagte stolz: „Das haben meine Ahnen erfahren, der Wahlspruch hat viel Blut gekostet."

„Desto ehrenhafter die Erinnerung." Jetzt bog sich der Domino näher und flüsterte rasch: „Gedenken Sie, stolze Blume, besonders heute Abend Ihrer edlen Vorfahren!"

Er verschwand. Die Dame wandte sich rasch

um. „Das war Graf Malstädt keinenfalls," sagte sie und trat in den großen Saal.

„Der Graf ist auf falscher Fährte," murmelte Herr von Costar. „Indessen bin ich gewiß nicht Derjenige, welcher ihm verräth, wo sie zu finden ist."

Der Thee war bereits servirt und noch immer wartete der Hofmarschall auf die Meldung, daß die herzoglichen Kinder vorgefahren. Endlich nahte sich der Kammerdiener leise flüsternd seinem Herrn. „Excellenz, Seine Hoheit der Erbprinz sind soeben angelangt, indessen fehlen noch die Prinzessin, — soll die Musik dennoch —"

„Nein, keinenfalls, erst wenn diese erscheint."

„Ich soll Excellenz melden, Hoheit wünschen, gänzlich unbemerkt einzutreten."

„So, dann führen Sie den Erbprinzen durch den Korridor, welcher in das kleine Kabinet mündet."

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging eilig von dannen.

Uebrigens hatte sich Graf Malstädt getäuscht, denn obgleich es der Erbprinz war, welcher jetzt zu der genannten Kabinetsthür eintrat, war derselbe nur in einen einfachen Domino gehüllt, welcher keinerlei Abzeichen trug. Sein Erscheinen wurde

daher nicht bemerkt, weder vom Grafen selbst, noch von Herrn von Costar. Er hatte sich bereits mitten in den Strudel der Gäste gemischt, ohne die Dame, welche er suchte, unter der Maske zu erkennen, bis ihm plötzlich ein Herr zuflüsterte: „Ist es Ihnen vielleicht nicht möglich, mir auf die Spur zu helfen, wer jene Dame sein mag, welche sich den sonderbaren Anzug einer Distel gewählt?"

Der Prinz horchte auf. „Einer Distel?" fragte er hastig. Er wußte, daß die Tossen eine Distel im Wappen führten und kannte ihren Wahlspruch. „Bitte, zeigen Sie mir die Maske."

„Im Augenblick war sie noch hier — aber dort — dort ist sie wieder — sehen Sie nur, wie elegant die Toilette und die Haltung. Ich hatte schon an Prinzessin Leonie gedacht, allein diese ist kleiner."

Der Prinz lachte. „Sind die herzoglichen Geschwister schon anwesend?"

„Man weiß es nicht, aber ich vermuthe es."

„Die Dame interessirt mich, ich werde ihr folgen," sagte der Prinz und verließ rasch seinen Begleiter.

Esther war langsam mit einer Gruppe Damen

und Herren weiter geschritten und hatte sich, heiter scherzend, auf einen kleinen Fauteuil gesetzt, während neben ihr ein Herr in dem reichen Kostüm eines venetianischen Nobile stehen geblieben war und sich herabgebeugt hatte, um ihr die heiteren Fragen in fröhlichen Antworten zurückzugeben. Der Prinz trat ein wenig vor, die Gruppe kurze Zeit beobachtend. Plötzlich erscholl ein lautes Gelächter, vereint mit dem Ruf: „Die berühmte Zigeunerbande, Esmeralda mit der Ziege!" — — Augenblicklich erhoben sich die eben erst in das Kabinet getretenen Masken, um dieses neuen Anblicks auch theilhaftig zu werden, allein als Esther folgen wollte, vertrat ihr der Prinz den Weg, indem er ihr mit leiser Stimme zuflüsterte: „Schöne Maske, auf ein Wort!"

Esther blieb erstaunt stehen.

„Hat dieß eine Wort nicht Zeit?" erwiederte sie ärgerlich, da sie gern den Uebrigen gefolgt wäre.

„Nein, nicht mehr und der Augenblick ist günstig." Er bot ihr seinen oder nahm vielmehr ihren Arm und führte sie nach dem Platz zurück, welchen sie soeben verlassen. Esther setzte sich, je=

doch beschlich sie eine Art Unbehagen, da sie nicht im Stande war, zu errathen, wer sich unter der Maske verbarg. Einen Augenblick dachte sie an den Prinzen, aber man hatte ihr gesagt, er würde in dem Kostüm eines spanischen Granden erscheinen.

„Braucht es zu einem Wort des Umstandes, daß wir uns niederlassen?“ fragte sie mit unruhiger Stimme.

„Das eine Wort muß von Deinen Lippen kommen, schöne Blume!“ sagte der Domino und faßte ihre Hand, ehe sie es hindern konnte.

„Ich hoffe,“ erwiederte sie, indem sie ihre Hand zu befreien suchte, „ich hoffe, Maske, daß Du den Charakter der Blume kennst: ‚Berühre mich nicht!‘“

„Wie sollte ich nicht!“ fuhr der Domino heftig und erregt fort. „Ist es doch der Wahlspruch eines edlen Geschlechts.“

Esther zuckte zusammen, sie war erkannt; noch einmal lief ihr Blick prüfend über ihren Kavalier — Graf Malstädt war größer — sollte es doch der Prinz sein? — Jetzt hörte man fernes Gelächter, dazwischen die Klänge von Castagnetten und Tambourins. Esther wollte sich erheben. „Länger

duldet es mich nicht hier!" rief sie stolz. „Die Einsamkeit widerstrebt meiner Natur!"

„Jetzt oder nie!" sagte der Prinz und mit einem raschen Griff zog er die Maske von dem Gesicht. „Du stolze Blume, gilt Dein Wahlspruch auch mir gegenüber?!"

Esther war erschrocken zurückgefahren. Er benützte den Augenblick dieses Erstaunens und griff nach ihrer Hand, welche er mit Heftigkeit an seine Lippen zog.

„Hoheit!" rief sie und suchte sich von ihm zu befreien. „Herr oder Vasall — der Wahlspruch gilt für All'! — hieß es früher bei den Tossen und heißt es noch bis heute."

„Schöne Spröde!" sagte der Prinz, jetzt auf's Höchste erregt. „Das ist eine Unwahrheit, denn dem Vasallen ward ein Kuß ohne Widerrede gestattet."

Esther's Blut stieg heiß empor, der zarte Hals erröthete wie das Gesicht.

„Esther!" rief der Prinz und sein Arm legte sich plötzlich fest um sie. „Wozu der Lüge, wenn ich Dir sage, daß ich Dich über Alles liebe! So gestehe auch Du die Wahrheit!"

Esther hatte sich mit aller ihr zu Gebot stehender

Kraft aus seinen Armen befreit, sie eilte nach der Thür, vom Prinzen gefolgt, er war noch nicht wieder maskirt — in dem Augenblick trat ein Domino in die Thür.

„Was soll's!!“ rief der Prinz im äußersten Zorn.

„Man kommt, Hoheit sind ohne Maske.“

Der Prinz hatte Graf Malstädt an der Stimme erkannt. Er fuhr auf ihn zu und sagte mit vor Aerger erstickter Stimme: „Lassen Sie in Zukunft Ihre unnöthige Sorge für mich sein, ich weiß, was ich zu thun habe!“

Esther hatte diesen Augenblick benützt und war ungesehen in das Gedränge der Gesellschaft gelangt, welche noch immer mit gespannter Aufmerksamkeit den Zigeunern und ihrer Anführerin zuhörte. Kaum hatte sie sich indessen genähert, als die kleine Esmeralda auf sie zuschritt und um ihre Hand bat. Nachdem sie die zarten Linien der innern Fläche eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte sie: „Du hast ein stolzes Herz, goldene Distel, aber ich rathe Dir, laß es nicht ganz von Dornen umwachsen, sonst findet Niemand den Weg zu ihm und es wird an seinen eigenen Dornen verbluten.“

„Bravo, bravo!“ erscholl es von allen Seiten. Die Begleiter der Esmeralda schüttelten ihre Tambourins und jubelten lustig in den Lärm hinein. Zögernd blieb Esmeralda einen Augenblick stehen, ihre Blicke wanderten umher, langsam ging sie an den sie umstehenden Herren und Damen vorüber; plötzlich blieb sie stehen. „Eure Hand,“ sagte sie, auf eine eben erst im einfach schwarzen Sammetanzug eingetretene Gestalt zugehend. Zitternd faßte sie die Hand des Herrn, betrachtete lange die innere Fläche derselben und sagte dann so leise, daß kaum die Nächststehenden es verstehen konnten: „Die edle Hand ist der Spiegel einer edlen Seele, in ihren Linien sehe ich hier den Weg zu hohen Ehren, doch möchte das Ringen nach dem Lorbeer nicht ihr einziges Streben bleiben!“ — Sie ließ die Hand langsam sinken, der Herr verneigte sich und Esmeralda gab das Zeichen, daß sie den Saal verlassen wolle.

Alles drängte sich ihr nach, noch viele hübsche Hände baten um einen prophetischen Spruch, aber die Begleitung der Dame schloß einen Kreis um sie und gestattete ihr ungehindert, sich zu entfernen.

Dieß hübsche Intermezzo hatte einen frischen

Geist in die Gesellschaft gebracht. Man lachte und scherzte von Neuem, ohne den Tanz zu vermissen.

Frau von Dorst trat ungeduldig zu ihrem Gemahl. „Halb Elf vorüber und noch kein Ton Musik erklungen! Die jungen Mädchen möchten so gern tanzen. Vielleicht kommen die fürstlichen Geschwister gar nicht und wir warten bis Mitternacht vergebens.“

„Bah, bah, beruhige Dich, mein Kind, der Prinz ist bereits da, und hast Du denn nicht herausgemerkt, daß die kleine Esmeralda unsere Prinzessin war?“

„Nicht denkbar!“

„Ja, ja, man hat es mir gemeldet, als sie einfuhr. Sie wird jetzt mit ihrem Bruder zugleich in Balltoilette erscheinen, dann demaskirt man sich und der Tanz kann beginnen.“

„Sehr gut,“ nickte sie beifällig und begab sich in den Vorsaal, um das fürstliche Paar zu empfangen.

Graf Malstädt hätte sich, nachdem er das gefährliche tête-à-tête des Prinzen gestört, Esther gern genähert, war aber durch die Szene mit Esmeralda daran gehindert worden. Allein kurze

Zeit darauf glückte es ihm, in ihre Nähe zu gelangen.

„Was soll dieß Alles heißen?“ fragte er sie in gereiztem Ton.

„Wie so?“ erwiederte sie kurz. „Wer bist Du, Maske, daß Du es wagst, mich über mein Thun und Treiben zur Rechenschaft zu ziehen?“

„Heucheln Sie nicht, Fräulein von Tossen, Sie wissen genau, wer ich bin und werden mich an meiner Handlungsweise von vorhin erkannt haben. Ich habe für Sie den Zorn meines Herrn erregt, aber ich konnte es nicht dulden, Sie in den Armen dieses fürstlichen Knaben zu sehen!“

Sie zuckte leicht mit den Achseln und sagte lächelnd: „Das wäre doch ein erbärmliches Mädchen, welches nicht selbst zudringliche Artigkeiten abwehren könnte.“

„Ist das eine Antwort für mich?“ fragte der Graf mit zitternder Stimme, während seine Blicke zornig aus den schwarzen Augenhöhlen der Maske auf Esther fielen.

„Nehmen Sie dieselbe als Warnung,“ sagte sie leicht. „Sie gehören zu meiner Maske.“

„Sie tragen aber diese Maske nur heute Abend.“

„Das wohl, aber den Wahlspruch meiner Familie für immer: ‚Ne me touchez pas!‘“

Der Graf wollte schnell etwas erwiedern, als ein schmetternder Trompetentusch die Aufmerksamkeit der Gäste auf's Neue erregte und Alles sich nach dem Vorderzimmer drängte.

Indessen galt die Fanfare nur dem Eintreten des Erbprinzen und der Prinzessin. Der junge Herzog hatte jetzt den Anzug, wozu ihm Graf Malstädt gerathen, angelegt, und hätte nicht in seinem Gesicht eine zu große Blässe, verbunden mit einem ärgerlichen Zug, sich bemerkbar gemacht, seine Erscheinung wäre eine aufsehenerregende gewesen. Die Prinzessin hatte Balltoilette gewählt, aber sich einige phantastische Abänderungen erlaubt, so daß sie mehr einem Hirtenmädchen ähnlich sah, als einer Balldame. Ihr junges, frisches Gesicht verlieh dem Ganzen den größten Reiz, besonders da die übermäßige Röthe sie heute Abend nicht entstellte und ihre sonstige Hastigkeit einer gewissen Schüchternheit gewichen war.

Die Hofdame stand neben Herrn von Costar, als sie ihre Tournée machte.

„Prinzessin Leonie ist heute Abend wirklich das

Urbild der heitern Jugend," sagte sie zu dem Künstler aufblickend, welcher nachdenkend der Prinzessin mit den Augen gefolgt war.

„Ja, da haben Sie Recht, gnädiges Fräulein, sie ist ein reines, fröhliches Kind und verdiente glücklich zu werden."

„Sie wissen doch, daß sie Esmeralda war?"

„Ich ahnte es, es war ein sehr gelungener Scherz. Ich finde überhaupt eine derartige Abwechslung in den Festen sehr angenehm und freue mich, daß ich diesen Abend noch mit angesehen."

„Wollen Sie uns schon wieder verlassen!?"

„Ja, das heißt, ich gehe nur auf ein paar Tage zu meinen Verwandten und komme dann auf kurze Zeit hieher zurück, um noch unvollendete Skizzen zu beendigen."

„Die Prinzessin kommt," bemerkte die Hofdame rasch.

Herr von Costar wollte zurücktreten, aber es war zu spät.

„Fräulein von Tossen, ich wünsche guten Abend!" sagte sie munter. „Das ist heute hier eine zu komische, originelle Versammlung! Wo ist Esther? Sie hat das richtige Prinzip, sich stets suchen zu

lassen. Herr von Costar, wie gefällt Ihnen der Maskenball?“ wandte sie sich zu diesem.

„Hoheit, ich wüßte mir kein gelungeneres Fest zu erinnern.“

„Und wo ist Tante Vielliebchen?“ fragte die Prinzessin weiter. „Ich habe sie lange nicht gesehen und bin neugierig, welches Kostüm sie gewählt.“

„Philippine ist hier, Hoheit,“ erwiederte Fräulein von Tossen. „Aber die Aermste hat so heftige Migräne, daß sie sich so viel als möglich in die stillen Winkel versteckt.“

„Darf ich Hoheit fragen,“ nahte sich jetzt der Hofmarschall, „wen ich zum Tanz befehlen soll?“

Sie stand unschlüssig, endlich sagte sie: „Herrn von Costar.“

Der Hofmarschall trat zurück und führte den Künstler der Prinzessin zu. In demselben Augenblick kam Fräulein von Erlen zu Ernestine, welche dem Paar sinnend nachblickte.

„Bon soir, ma chère, wie hat Ihnen die Prinzessin als ‚Esmeralda‘ gefallen?“

„Sehr gut, ich muß gestehen, ich bin erstaunt, wie sie sich seit den letzten Wochen zu ihrem Vortheil entwickelt hat.“

„Ja," sagte Fräulein von Erlen langsam und ihre Augen folgten ihrer Herrin. Dann sah sie zu Ernestine auf, wiederholte das Ja, aber in ihrem Gesicht lag ein ängstlich fragender Ausdruck. „Wissen Sie, ganz entre nous, man spricht von einem Heirathsprojekt zwischen ihr und dem Erbprinzen von D. — Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn etwas daraus würde."

Ernestine nickte leicht mit dem Kopf. „So ein armes Herz," sagte sie. Aber Fräulein von Erlen hörte nicht darauf, und als sie sich nachher nach Esther umwandte, stand Herr von Philbert vor dieser und bat sie um den nächsten Tanz.

Das Souper an kleinen Tischen nahm seinen Anfang, die bunte Gesellschaft war in der heitersten Laune, nur von des Prinzen Stirn wich die trübe Wolke nicht; keine Artigkeit seines Wirths, noch dessen Gemahlin, welche er zu Tisch geführt, vermochte ihn liebenswürdiger zu stimmen, seine Augen forschten unruhig umher, und als er endlich entdeckte, was er gesucht, als er gesehen, daß Esther zwischen Herrn von Philbert und seinem Adjutanten der Platz angewiesen worden war, wurde er immer einsylbiger und erklärte zuletzt Frau von Dorst,

daß er sich leider zu unwohl fühle, um nach dem Souper noch bleiben zu können. Nachdem der Prinz seine Dame an ihren Platz geführt, bat er den Hofmarschall, dem Grafen Malstädt mitzutheilen, daß er den Ball verlasse und ihn bitte, ihm zu folgen.

Der Prinzessin Leonie ward gemeldet, daß sich ihr Bruder wegen Unwohlseins zurückgezogen habe; sie machte ein betrübtes Gesicht, aber ihr Herz hatte keinen Antheil an dieser Maske des Ausdrucks, es war nur von dem seligen Gefühl gehoben, in der Nähe des Mannes zu sein, der sein Abgott geworden. Sie träumte von der Liebe und wollte nicht geweckt sein.

Auch zu Esther war die Nachricht gedrungen, daß der Prinz bereits mit seinem Adjutanten den Saal verlassen.

„So?" sagte sie gleichgültig und ihre Blicke folgten der Prinzessin und deren Tänzer.

Während einer Pause nach der Quadrille kam plötzlich die Hofdame auf sie zu und flüsterte ihr leise in's Ohr: „Denke Dir, Philippine ist ohnmächtig geworden! Sieh' rasch nach ihr, ich kann mich im Augenblick nicht entfernen, man hat sie in Frau von Dorst's Schlafzimmer gebracht."

Esther wandte sich sogleich nach dem ihr bezeichneten Gemach, in welchem sie ihre Tante sehr bleich und matt auf einem Sessel liegend fand.

„Wie ist das so plötzlich gekommen?“ fragte sie und sah forschend in das bleiche Gesicht Philippinens.

„Die Hitze, das Kleid ist so unbequem, so eng —“

„Du kannst nicht bleiben.“

„Nicht gut, glaubst Du, ich könnte einen Wagen bekommen?“

„Natürlich und ich werde mit Dir gehen.“

„Nein, um Alles nicht!“ rief Philippine, welche der Gedanke eines solchen Opfers von Seiten Esther’s plötzlich aufschreckte. „Ich gehe jedenfalls allein, Du sollst um meinetwillen ein solch’ herrliches Fest nicht verlassen.“

Esther zog den Mund verächtlich herab. „Es ist ein vollkommenes Narrenfest, beruhige Dich, ich bringe Dir kein Opfer, bleibe hier, bis ich Dich hole.“

Esther verließ das Zimmer und eilte zurück zu der Hofdame.

„Tante Philippine muß nach Hause, bitte, über-

nimm für uns Beide die Entschuldigung bei Frau von Dorst.“

„Aber Du kannst ja bei mir bleiben.“

„Bitte, laß mich,“ erwiederte Esther, und ehe ihre Tante ein Wort der Erwiederung gefunden, war sie bereits verschwunden.

Als sie aus dem großen Saal ging, wandte sie sich unwillkürlich um, sie überschaute noch einmal die bunte Gesellschaft. An einem kleinen Tisch, welchen man in eine mit grünen Topfgewächsen ausgeschmückte Nische gestellt hatte, saß die Prinzessin; in einiger Entfernung von ihr plauderte Fräulein von Erlen mit einer Dame, aber dicht neben der Prinzessin stand Herr von Costar, sie spielte mit ihren Blumen und lächelte auf sie herab.

„Mein gnädiges Fräulein, kann ich Ihnen in irgend Etwas behülflich sein?“ hörte Esther plötzlich eine Stimme neben sich. „Fräulein von Tossen sagt mir soeben, Sie wollten den Ball verlassen.“

Esther wandte sich um, einen Augenblick mußte sie sich besinnen, dann sagte sie: „Wollen Sie die Güte haben, Herr von Philbert, mir einen Wagen zu besorgen?“

Fünfzehntes Kapitel.

„Was lehrt das Leben? Gib
Mir bündigen Bescheid!"
Hingeben, was dir lieb —
Hinnehmen, was dir leid.

Paul Heyse.

Das große Zimmer zu ebener Erde, welches man zu Tossen im Sommer bewohnte, ward im Winter zugeschlossen und mit einem kleineren in der ersten Etage vertauscht.

Der mächtige alte Porzellanofen mit seinen verschiedenen blauen Bildchen auf weißem Grund erfüllte den Raum mit einer behaglichen Wärme. Um dieses Stück Alterthum saßen Fräulein Sophie, Baron Walther und Herr Günther — alle Drei mit dem Ausdruck ernsten Nachdenkens. Fräulein Sophie war sehr unwohl gewesen; man hatte ihr schon zweimal zur Ader gelassen und da sie zu jeder

Arbeit unfähig geworden, einen Hülferuf an Fräulein Philippine ergehen lassen. Allein da dieselbe nach dem Maskenfest selbst unwohl geworden, war Esther allein hieher geeilt. Inzwischen war bereits eine Woche verstrichen und da Fräulein Sophie sich jetzt wieder auf dem Weg der Besserung befand, war Esther heute nach Ibichstein gefahren.

„Allerdings," sagte Fräulein Sophie und lehnte den Kopf zurück, während sie die Augen schloß, „wenn Sie glauben, Herr Günther, daß keine näheren Verwandten existiren, so könnte man dieß als einen wahren Glücksfall ansehen."

„Ja," entgegnete Herr Günther, sich rasch vorbeugend, „daß Fräulein von Uern mit dem Gedanken umgeht, Fräulein Esther zu ihrer Erbin einzusetzen, steht fest. Indessen bei einer solchen Wetterfahne von einem Weib, wie die Uern ist, kann jeden Augenblick ihr Wille, durch ihre Laune beeinflußt, eine andere Richtung nehmen."

„Mir ist es überhaupt ein Räthsel," sagte Fräulein Sophie nach einer Pause, während welcher sie ihre Augen wieder geöffnet und Herrn Günther damit scharf angesehen hatte, „wie es Esther angefangen, sich ein so bizarres, verarmtes Herz zu

eigen zu machen, bei ihrem ebenfalls nicht gerade liebevollen Gemüth."

„Ja, mein Himmel, Liebe, Zuneigung, das ist das große Urräthsel, was wohl Jeder einmal im Leben zu rathen aufbekommt. Die Auflösung ist zuweilen richtig, zuweilen ein großer Irrthum."

Baron Walther lächelte. „Herr Günther spricht, als habe er in der Sache einige Erfahrung."

Fräulein Sophie sah nach ihrem Bruder mit einem ärgerlichen Gesicht; dann sagte sie: „Herr Günther, nochmals möchte ich Sie bitten, in keiner Weise — wenn Fräulein von Uern darauf Anspielung macht, Esther in ihrem Testament zu begünstigen — etwa zu des Mädchens Gunsten zu reden; aber vor allen Dingen lassen Sie nicht in Esther's Gegenwart etwa dahin bezügliche Winke fallen."

Herr Günther zog den Mund nach einer Seite und seine Augen nahmen plötzlich den Ausdruck großer Schlauheit an. „Gnädiges Fräulein, es ist nicht der erste Fall dieser Art, der mir unter die Hände kommt, ich weiß ganz genau, wie leise man auftreten muß, wenn man nicht gehört sein will,

und wie taub man sein muß, wenn man nicht hören soll."

„Ich kann freilich nicht urtheilen," bemerkte der blinde Baron, „aber ich könnte mir denken, Esther würde eine reiche Erbin zu repräsentiren verstehen."

„Famos," erwiederte Herr Günther. „Sie ist eine vornehme, interessante Erscheinung, und wie ich höre, macht sie ja auch viel Glück bei Hof."

„Erzählt sie das selbst?" wandte sich Fräulein Sophie rasch um.

„Doch nicht, man hat ja aber auch einige Freunde in der Residenz, die sich gern mit dem Hof und dessen Treiben beschäftigen."

Fräulein Sophie erhob sich.

„Wünschest Du etwas?" fragte der Baron aufhorchend.

„Ich komme gleich zurück."

Als die Thüre sich hinter ihr geschlossen, sagte der Baron leise:

„Herr Günther, wissen Sie, wir Beide sind Männer und brauchen uns gegenseitig nichts weiß zu machen — haben Sie etwas über Esther gehört?"

„Nichts Besonderes, als was natürlich ist, daß der Erbprinz in sie verliebt und daß —"

Die Thür öffnete sich wieder, Fräulein Sophiens Eintritt schnitt weitere Mittheilungen ab und die Unterhaltung drehte sich von da an nur um die inneren Angelegenheiten des Hauses.

Esther hatte fast den ganzen Tag bei Fräulein von Uern zugebracht. Jetzt eben stand sie dort am Fenster und sah in die Winterlandschaft hinaus.

Es war still im Zimmer, bis plötzlich eine Stimme hinter einem Wandschirm hervor fragte: „Was ist denn das mit den Tanten? — Die Eine, höre ich, hat immer Schwindel, die Andere immer Ohnmachten; was sollte daraus werden, wenn Beide stürben?“

Esther sah erstaunt auf, sie fragte mechanisch: „Beide stürben?“

„Ja, ja, dann wärest Du mit dem blinden Onkel allein. Dich nehme ich gern zu mir, aber nicht Deinen Onkel.“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein von Uern, es geht beiden Tanten besser und ich gedenke morgen oder übermorgen nach der Stadt zurückzukehren.“

„Schon wieder fort? — Komm', schiebe mir den Schirm aus dem Weg, ich sehe Dich nicht, wenn Du sprichst, das ist mir unbequem.“

Esther that wie ihr befohlen. Fräulein von Uern lag auf einem kleinen Sopha; im Gegensatz zu ihrer gewöhnlichen Blässe zeigten ihre Wangen jetzt eine fiebernde Röthe, ihre Augen bekamen dadurch einen eigenen Glanz, das fahle Blau färbte sich tiefer, die bleichen Lippen waren geröthet. Esther betrachtete sie einen Augenblick — einst mußte in diesem Gesicht ein großer Reiz gelegen haben.

„Was denkst Du denn?“ fragte Fräulein von Uern, „sehe ich etwa Jemand ähnlich?“

„Aehnlich?“ — sagte Esther und ein eigenes Gefühl schlich in ihr Herz, aber die Frage des Fräuleins: „Etwa Deinem Prinzen?“ — verwischte jedes Nachdenken und sie erwiederte lächelnd: „Nicht im geringsten.“

„Wie lange wird denn das noch währen mit all' dem Tanzen und Sichamüsiren? Man sollte doch denken, die Gesellschaft müßte sich einmal zum Ueberdruß haben.“

„Im Gegentheil,“ sagte Esther und zog sich einen Stuhl neben Fräulein von Uern, „je länger man sich kennt, je pikanter werden die Intriguen.“

„Und es sind immer dieselben Personen, die sich da lieben und ärgern?“

Es blieb einen Augenblick still im Zimmer. Esther dachte daran, daß sie einen Namen verschwieg und warum sie den Namen hier nicht aussprechen mochte, warum es ihr unangenehm war, zu erzählen, wie die Prinzessin Denjenigen protegirte, der den Namen trug und daß dieser Mann —

Plötzlich sah Fräulein von Uern auf und sagte: „L'oubli me tue."

Esther schrak zusammen. Redete sie irr? — Sie blieb bewegungslos sitzen, um sie nicht zu erregen, da sie sogleich die Augen wieder schloß. Nach einer Weile öffnete sie die Lippen wieder.

„Zuweilen krame ich in meinem Gedächtniß, wie andere Leute in alten Briefen und Büchern. Da finde ich denn Allerlei. So sehe ich jetzt Sonnenstrahlen, die durch hohe, dichtbelaubte Bäume dringen, unter welchen ein Mädchen sitzt, schön und kostbar angezogen; so recht im Glück des Reichthums. Da sitzt sie nun und denkt: ‚Was ist alles Sonnenlicht gegen das Licht, das in dir leuchtet und Strahlen werfen wird bis an's Ende von all' deinem Thun und Treiben. Nach der Sonne kommt die Nacht, aber deine Sonne, dein Glück' — ha, ha, ha!" — lachte sie plötzlich auf.

„Umgekehrt kam Alles, die Sonne kam wieder, aber um das reiche, glückliche Mädchen wurde es Nacht, Nacht bis an's Ende von all' ihrem Thun und Treiben." —

Esther sprang auf. Fräulein von Uern hatte sich hoch aufgerichtet, ihre Hände tasteten umher, ihre Augen blickten unstät um sich. — „Nacht," sagte sie nochmals leise, dann sank sie matt zurück.

Nach diesem Anfall fiel sie in einen tiefen Schlaf, den Esther benützte, um hinauszuschleichen und Frau Schmuck zu rufen.

Die Haushälterin kam leise, aber eilig die Treppe herauf und trat mit Esther in eins der leeren Zimmer, welche sich in der Nähe befanden.

„Ich weiß schon," sagte Frau Schmuck, als Esther ihr die Besorgniß hinsichtlich ihrer Herrin mitgetheilt. „Sie hat Fieber, das gnädige Fräulein, aber was kann unsereins thun, wenn sie's nicht haben will. Und dann ist keine Rede von schwächer werden und krank sein, und dabei ist es doch der Fall. Gewöhnlich nimmt sie etwas aus ihrem Medizinschränkchen und die Sache macht sich dann wieder, doch dießmal finde ich sie viel schlimmer als sonst."

„Soll ich mit Fräulein von Uern darüber reden? Oder glauben Sie, daß es ihr unangenehm sei, wenn man davon spricht, daß sie krank ist?“

„Jedenfalls, sie will nun einmal gesund sein und vielleicht geht es auch dießmal noch so vorüber.“ Dann bog sie sich zu Esther und flüsterte: „Aber jetzt schläft sie auch noch in dem Kabinet, wo sie sich sonst nur vorübergehend aufhielt.“

„Ist sie immer dort allein?“

„Immer. Von uns kommt Niemand hinein, nicht einmal Herr Günther.“

„Im Augenblicke schläft das Fräulein, ich werde zu ihr gehen und bei ihr bleiben, bis sie erwacht. Dann aber muß ich nach Hause.“

„Sehr wohl.“

Esther ging in tiefem Nachdenken in das Zimmer zurück und fand Fräulein von Uern bereits wieder erwacht. Sie fragte, ob sie sich besser befinde? — Sie sah Esther groß an und sagte dann: „Denkst Du an meinen Tod und dann weiter?“

Esther warf den Kopf zurück, ihr ganzes Innere empörte sich gegen den niederen Verdacht, welcher in den eben gesprochenen Worten lag. Ein Blick der größten Verachtung glitt zu der Kranken.

„Ich dachte an Ihr Leben und auf welche Weise es verlängert und angenehmer gemacht werden könne.“

„Verlängert? Angenehmer!“ rief die Kranke. „Wenn Du den Doktor finden könntest, der dieſ. Mittel zu verſchreiben wüßte, dem Manne könnteſt Du ſagen, ich wollte ihn zum Herrn machen von Allem, was ich hier beſitze. Haſt Du den Lutz beſtellt? Willſt Du fort? Und wann gehſt Du zu Deinem Prinzen zurück? Kommſt Du wohl noch einmal hieher? — Ich möchte vielleicht noch etwas von Dir, aber rechne nicht darauf, ſei nicht darauf neugierig.“

Eſther ſeufzte. Dieſe ewigen Bizarrerieen begannen ſie zu langweilen. Sie hatte noch bleiben wollen, aber nahm jetzt raſch Abſchied und wollte lieber die Zeit, bis der Kutſcher angeſpannt hatte, im Garten zubringen. Wie ſie an der Thür ſich noch einmal nach ihr umwandte, bemerkte ſie, daß die Kranke ihr winkte. Als ſie zu ihr eilte, zog ſie Eſther heftig an ſich.

„Und es iſt noch Alles wie ſonſt? Du lachſt über die Narren?“

„Ja.“

„Du bleibst mein schönes, stolzes Mädchen den Männern gegenüber?“

„Ja.“

„Gut, gut,“ murmelte Fräulein von Uern und schloß die Augen. „Endlich, endlich!“ — Sie ließ Esther's Hand leise fallen und das junge Mädchen schlich aus dem Zimmer.

Sie gab jetzt Befehl, rasch anzuspannen. — Während dieser Zeit ging sie, in ihren Mantel gehüllt, im Garten umher; sie stieß den Schnee mit den Füßen vor sich her und ihre Blicke sahen zuweilen ungeduldig nach der Thüre, vor welcher der Wagen halten mußte. Ihre Wangen waren nicht roth, wie die der Besitzerin dieses Hauses, dennoch schlugen ihre Pulse unruhig und ihr Blut klopfte heftig in ihren Adern. „Noch einen Tag hier, aber länger keine Stunde!“ sagte sie, hastig nach der Gartenthür gehend, wo endlich der Wagen vorfuhr.